

NDB-Artikel

Mörike, *Eduard* Dichter, * 8.9.1804 Ludwigsburg, † 4.6.1875 Stuttgart.
(evangelisch)

Genealogie

V →Carl (1763–1817), Dr. phil. h. c., Oberamtsarzt, Landvogtei- u. hzgl. Leibmedikus in L., *S* d. →Johann Gottlieb (1732–85), Dr. med., Hofmedikus in L., u. d. Charlotte Friederike Breyer (1738–1815);

M Charlotte (1771–1841), *T* d. Pfarrers →Christian Beyer (1735–1808) u. d. Augustine Friederike Weckherlin (1741–1809);

Groß-Ov →Karl Ludwig Friedrich Breyer (1740–99), Leibarzt d. Fürsten v. Thurn u. Taxis (s. BLÄ);

Ov →Eberhard Friedrich v. Georgii (1757–1830), württ. Obertribunalprä. (s. ADB VIII; NDB VI*);

13 *Geschw* (7 jung †), u. a. →Clara (1816–1903), führte d. Haushalt M.s;

– ♀ Mergentheim 1851 (getrennt lebend seit 1873) Margarethe (Gretchen) (1818–1903, kath.), *T* d. bayer. Oberstlt. →Valentin v. Speeth (Personaladel, 1778–1845) u. d. Josepha Schaupp;

2 *T*;

Urur-Groß-N →Otto (s. 2).

Leben

Nach dem frühen Tod des Vaters und dem Umzug der Mutter nach Stuttgart wurde M. in die Obhut seines Onkels Eberhard Friedrich v. Georgii gegeben, der den für die Theologenlaufbahn bestimmten Knaben für ein Jahr auf das dortige „Gymnasium illustre“ schickte. 1818 erfolgte die Aufnahme M.s in das „Niedere theologische Seminar“ in Urach „auf dem Gnadenwege“, da er die für das Landexamen erforderlichen Leistungen nicht erbracht hatte.

Seine ausgeprägte Empfindsamkeit sowie ein schon früh erkennbarer Hang zur Hypochondrie ließen sein Befinden zwischen Schwermut und ausgelassenem Humor schwanken. Innere Sicherheit gewann er durch zahlreiche freundschaftliche Bindungen. So fand er schon im Seminar in Urach seinen „Urfreund“ →Wilhelm Hartlaub (1804–85) wie auch →Johannes Mährlen (1803–71), denen er lebenslang eng verbunden blieb; nahe stand ihm auch seit dieser Zeit der genialische, 1830 verstorbene Wilhelm Waiblinger, dessen

Gedichte er 1844 in Auswahl herausgab und dem er 1845 einen Aufsatz widmete. In Tübingen, wo er 1822 im Stift sein Theologiestudium aufnahm, schloß er mit dem ihm wesensverwandten, poetisch begabten →Ludwig Amandus Bauer (1803–46) einen enthusiastischen Freundschaftsbund. Aus den gemeinsamen Phantasien ging der von beiden dann literarisch gestaltete Orplid-Mythos hervor. 1825 traten →Friedrich Theodor Vischer und David Friedrich Strauß hinzu.

M.s Lyrik, auf die sein Schaffen zunächst konzentriert blieb, zeigte schon früh ein hohes sprachliches wie formales Können. Als eben Neunzehnjähriger war er sich seines poetischen Auftrags bereits gewiß („Der junge Dichter“, 1823). Die innige Wechselbeziehung zwischen seinem Dichten und dem Erlebnis der Natur offenbart besonders das Gedicht „An einem Wintermorgen, vor Sonnenaufgang“ (1825), in dem er den Augenblick des Übergangs von der Nacht zum Tag als Kairos der Intuition, des ihn überwältigenden Andringens der „Bilder und Gedanken“ erfährt und sich selbst als Berufenen: „Der Genius jauchzt in mir!“ Dieses tiefe Ergriffensein M.s von der Natur geht einher mit dem Bewußtsein eines entschiedenen Getrenntseins von ihr, wie es sich in seinem Gedicht „Besuch in Urach“ (1827) ausdrückt.

Die frühe Liebeslyrik M.s steht in engem Zusammenhang mit der durch die Ereignisse der Tübinger Jahre 1823/24 ausgelösten Lebenskrise. M. hatte 1823 das Schenk mädchen Maria Meyer, eine auffallend schöne, nicht ungebildete Schweizerin dunkler Herkunft, kennengelernt und war der labilen Vagantin in leidenschaftlicher Zuneigung verfallen. Getroffen von ihrem plötzlichen Verschwinden, weigerte er sich nach ihrer Rückkehr standhaft, sie wiederzusehen, und verließ Tübingen krank und zutiefst verstört, um Zuflucht bei der Familie zu suchen. Der schweren Erschütterung gab M. in ganz vom Visionären bestimmten Traumgedichten Ausdruck. Sie gewinnen, wie sich schon am frühesten, „Nächtliche Fahrt“ (ursprünglich|„Ein Traum“, 1823), zeigt, den Reichtum ihrer Bilder aus der Offenheit gegenüber dem Magisch-Dämonischen. Auch die 1824 entstandene, ursprünglich unter dem Titel „Romanze vom wahnsinnigen Feuerreiter“ erschienene Ballade „Der Feuerreiter“ (umgearbeitet 1841) hat hier ihren Ursprung. Die in diesen Zusammenhang gehörenden Gedichte „Aufgeschmückt ist der Freudentaal“ („Die Hochzeit“, wohl 1824) und „Ein Irrsal kam in die Mondscheingärten“ („Scheiden von Ihr“, 1824) versteht M. als Gebilde von „mythischer Konzeption“; in ihnen wird die magische Verwandlung der Gestalt der umgetriebenen Maria Meyer in das „Zauber-Mädchen“, die unsterbliche Geliebte „Peregrina“ vollzogen und damit bereits die Ursubstanz für seinen Roman „Maler Nolten“ geschaffen.

Nach seinem im Oktober 1826 bestandenen theologischen Examen und sich anschließenden Vikariaten in Oberboihingen, Möhringen und Köngen konnte M. 1828 einen längeren, ursprünglich zur Anbahnung eines Berufswechsels gedachten Urlaub erwirken, den er jedoch fast ausschließlich seiner poetischen Passion widmete. Es entstanden nahezu 40 Gedichte, darunter, inspiriert von der stark sinnlich geprägten Neigung zu einer unbekannt geblichenen Lehrerstochter, die Josephine-Gedichte und die unvergleichlichen „Mein Fluß“ und „In der Frühe“ sowie „Heimweh“, das Peregrina-Gedicht „Die

Liebe sagt man“ („Verzweifelte Liebe“) und die Ballade „Die traurige Krönung“. Gemeinsam ist den Gedichten des Jahres 1828 ein Wandel des lyrischen Ausdrucks, der bereits in den im Herbst 1827 entstandenen „Septembermorgen“ und „Um Mitternacht“ spürbar wird. Kostbare Sprachbilder verbinden sich mit einer ganz aus der Stimmung des lyrischen Augenblicks lebenden Melodik zu vollkommener Harmonie. Vor allem die Veröffentlichung dieser Gedichte in Cottas renommiertem „Morgenblatt für gebildete Stände“ vorhalf M. bereits damals zu beachtlichem literarischem Ruhm.

M.s Versuch, als freier Autor sein Auskommen zu finden und sich so der „Vikariatsknechtschaft“ zu entziehen – „Alles, nur kein Geistlicher!“ hieß es schon in einem Brief an Mährlen im Februar 1828 –, blieb erfolglos. Die Rückkehr in das Vikariat im Februar 1829, diesmal nach Pflummern, stürzte ihn in einen heillosen Gewissenskonflikt, da derjenige „Sünde wider den heiligen Geist“ begeht, „der mit einem Herzen wie ich der Kirche dient ... Ich brüte über einem Plan, der mich wieder und auf immer frei machen soll“ (26.3.1829 an Mährlen). Die scheinbar hoffnungslose Situation löste sich durch seine Versetzung im Mai 1829 nach Plattenhardt auf den Fildern, wo er die Pfarrerstochter Luise Rau kennenlernte, ein „einfaches, heilig unschuldiges Wesen“ (23.7.1830 an Hartlaub), dem Dichter aber schwerlich gewachsen. Die beruhigende Wirkung der Verbindung mit Luise – sie verlobten sich im August 1829 – zeigt sich u. a. an seiner gewandelten Einstellung zu den sich bis 1833 anschließenden Vikariaten in Owen, Eltingen und Ochsenwang. Den über Jahre in ihm gereiften Roman „Maler Nolten“ konnte er nunmehr innerhalb der kurzen Spanne des Sommers 1830 niederschreiben. Für das Werk gewann der Peregrina-Zyklus, der aus der Zusammenfassung der bereits 1824 geschriebenen Gedichte „Die Hochzeit“ und „Scheiden von ihr“ mit den im Jahr 1828 geschaffenen „Der Spiegel dieser treuen braunen Augen“ („Warnung“) und „Die treue Liebe steht am Pfahl gebunden“ („Und wieder“) entstanden war und den M. in seinen Roman einarbeitete, grundlegende Bedeutung: Die Gedichte ermöglichten ihm, die in ihnen vorgegebene Thematik des Leidens an der Schöpfung, an dem über ihn verhängten „Irrsal“ der Liebe und dem quälenden Rätsel des Todes zu einem tragisch abgründigen „Gemälde eines eigensinnigen Schicksals“ zu entfalten, „das sich ... darin zu gefallen scheint, seine Lieblinge ... wiederum preiszugeben ... und andere in den Abgrund mitzuziehen“ (undatiertes Brieffragment). Dem Peregrina-Zyklus entwuchs auch die Schlüsselfigur des Werks, die Zigeunerin Elisabeth, ein von dämonischen Mächten getriebenes Wesen, das alle Protagonisten des Romans in verhängnisvolle Liebesverhältnisse verstrickt. Die mythischen Züge dieser Figur weisen auf jenen ebenfalls zum Ursprung des „Maler Nolten“ gehörenden Orplid-Mythos zurück, in dem das Motiv des Verlorenen Paradieses anklingt. M. dramatisierte ihn 1826 und fügte ihn als „phantasmagorisches Zwischenspiel“ mit dem Titel „Der letzte König von Orplid“ dem Roman ein.

Mit dem mythischen, aus „Schicksal und Vorsehung“ (17.9.1830 an Bauer) gewobenen Spiel von Orplid wächst M.s Entfremdung vom Christentum, die sich im „Maler Nolten“ schließlich bis zur völligen Preisgabe der christlichen Heilsbotschaft steigert und die tiefe Hoffnungslosigkeit und Verstörtheit des Dichters offenbart. So bedeutet im „Maler Nolten“ der Tod den endgültigen Sturz „in das alte Nichts“, der sich mit der ihn zutiefst beunruhigenden

Vorstellung eines noch über das Grab hinaus wirkenden Verhängnisses| verbindet. Aus der mit diesem Roman vollzogenen Absage an die christliche Botschaft und einem daraus resultierenden Gefühl der Ungesicherheit entsteht bei M. das Bedürfnis nach einer neuen metaphysischen Bindung, dem das mythisch inspirierte, programmatische Gedicht „Gesang Weylas“ (1831) entspringt. Mit ihm bekennt sich M. zu einer neuen, sehr persönlich empfundenen religiösen Heimat, die ihn das seinen Roman „Maler Nolten“ durchdringende existentielle Grauen überwinden läßt.

Bei der in der Glaubensgewißheit des prot. Pfarrhauses aufgewachsenen Braut M.s mußten angesichts solcher Vorstellungen schon bald Zweifel an der Richtigkeit ihrer Wahl aufkommen. Die Ungewißheit der äußeren Existenz des „ewigen Vikars“ wie auch das mangelnde Verständnis für seine Dichtung hat wohl seitens Luises den Bruch des Verlöbnisses vorbestimmt, der dann im Herbst 1833 vollzogen wurde: „eine für mein ganzes Leben wichtige Katastrophe, deren schmerzhaft Entwicklung alles übrige bei mir verschlang“ (20.12.1833 an F. Th. Vischer).

1832 hatte M. mit der Arbeit an einem nur in Bruchstücken vorhandenen neuen Roman begonnen, dessen Handlung sich auf religiöse Entwicklungen konzentriert, an denen er das ganze Spektrum zwischen Glaubensgewißheit und völligem Glaubensverlust auszuschreiten beabsichtigte. M. stellte ihm die psychologisch äußerst subtil konzipierte Kriminalgeschichte „Miß Jenny Harrower“ (1834) voran, an der er „eine Psychologie der religiösen Exaltation“ (Storz) demonstriert. Die als Akt der Selbstbewahrung zu verstehende Aufgabe dieses Vorhabens leitete eine tiefgreifende Wandlung in M.s Schaffen ein. Sie vollzog sich in den ersten Jahren in Cleversulzbach, wohin M. im Mai 1834 als Pfarrer berufen worden war. Gestalt gewann sie in der 1834/35 schon dort geschriebenen und als Zwischenstück für den neuen Roman gedachten Novelle „Der Schatz“. In ihr mischt er humorig verspielt und mit einem Anflug von Ironie die Welt des Realen mit der des Wunderbaren zu einem dem Tragischen weithin entzogenen Glücksmärchen, das für ihn fortan zum „Spiel-Raum“ für seine Phantasie wurde (v. Wiese).

Eine originelle Variante dazu stellt das 1837/38 entstandene „Märchen vom sichern Mann“ dar. In dieser den homerischen Stil adaptierenden, in Hexametern erzählten „Rhapsodie“ wird bei M. erstmals der von ihm erschaffene Mythos humorvoll gebrochen: Aus der Verbindung von Elementen der griech. Götterwelt mit solchen seiner Orplid-Sage gewann M. die Möglichkeit grotesken Parodierens. Abgeschlossen wird die Cleversulzbacher Epik mit dem 1838 geschriebenen, das Thema des Tierschutzes bereits aufgreifenden Märchen „Der Bauer und sein Sohn“, einem stilistisch wie motivisch dem deutschen Volksmärchen verpflichteten Werk.

Die Distanzierung von der aus persönlicher Erschütterung entstandenen Jugendliteratur vollzog sich endgültig in der Schaffensperiode der Jahre 1837/38, deren Resultate gemeinsam mit der Jugendlyrik in die im August 1838 erschienene erste Ausgabe seiner „Gedichte“ gingen, in der M. für ihn neue poetische Formen und Stilmittel bevorzugt. So dominiert deutlich die balladeske Aussageweise mit einer Reihe vollendeter Rollen- und

Figurengedichte wie „Der Gärtner“, „Die Soldatenbraut“, „Abschied“ (alle 1837) oder „Der Tambour“ (1838). Gleichzeitig brachte er den bereits 1828 begonnenen Zyklus der „Schiffer- und Nixenmärchen“ zu Ende und beschloß vorläufig sein Balladenschaffen mit dem heiteren Werk „Schön Rohtraut“ (1838).

Neben solchen Gedichten, in denen M. am Reim festhält, findet sich in der Sammlung von 1838 auch eine größere Anzahl von reimlosen, in antiken Versmaßen geschriebenen. M. hatte bereits 1828 in den Sonetten „Antike Poesie“ und „Eberhard Wächter“ seine Neigung zu antiker Dichtung und Lebensart manifestiert und in früheren Dichtungen wie z. B. „Die Herbstfeier“ (1835/37) Elemente griech. Mythologie verarbeitet. Zur eigentlichen antiken Versschule wurde ihm allerdings erst die Arbeit an der „Classischen Blumenlese“, einer „Auswahl der vorzüglichsten altgriechischen und römischen Lieder, Elegien, Idyllen, Epigramme“ (4.5.1838 an →Justinus Kerner), die er bis auf wenige Catull-Gedichte aus bereits vorhandenen Übersetzungen anderer Autoren gewann. Mit Übertragungen antiker Klassiker beschäftigte M. sich auch noch in späteren Jahren, so gab er 1855 gemeinsam mit Friedrich Notter die Übersetzungen des „Theokritos, Bion und Moschos“ heraus und noch 1864 das hoch einzuschätzende Werk „Anakreon und die sogenannten anakreontischen Lieder“.

Das souveräne Verfügen über die antiken Formen hatte M.s Hinwendung zu neuen, nunmehr wesentlich enger dem Konkreten, Gegenständlichen verpflichteten Inhalten zur Folge. Es entstand eine Reihe von ganz auf die Evokation der Schönheit angelegten „Ding-Gedichten“; so z. B. „An eine Äolsharfe“ (1837), das Horaz' „Tu semper urges ...“ frei variiert, zuletzt das epigrammatische Gedicht „Auf eine Lampe“ (1846), dessen abschließende Wendung „Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst“ 1951 Anlaß eines vielbeachteten Disputs zwischen Martin Heidegger und Emil Staiger geworden ist.

Daneben schrieb M. Elegien („Auf das Grab von Schillers Mutter“, 1835; „Die schöne Buche“, 1842) und vor allem Idyllen („Wald-Idylle“, 2. Fassung 1837; „Im Weinberg“, 1838; „Göttliche Reminiszenz“, 1845), Projektionen einer von Schönheit und Glück durchseelten Welt, mit denen er sein Selbst in den Schwierigkeiten während der Jahre in Cleversulzbach zu bewahren suchte. So sah M. sich schon bald nach Übernahme der Pfarre gezwungen, seinen mehrfach straffällig gewordenen Brüdern Karl und Adolf Zuflucht zu gewähren und sie finanziell zu unterstützen. Ohnehin verschuldet, geriet er dadurch in eine äußerst bedrängte Lage, die sein weiteres Leben stark belastete.

Kritisch gestaltete sich die Zeit in Cleversulzbach vor allem aber durch den andauernden Konflikt zwischen geistlichem Amt und „Dichterberuf“. Er fühlte sich in der kleinen Pfarre mit wenig mehr als einem halben Tausend Gläubigen überfordert und reagierte mit überwiegend psychosomatischen Störungen in Form eines „allgemeinen Schwächegefühls“ (3.6.1843 an Kg. Wilhelm I. von Württemberg), das ihm häufig Anlaß bot, sich seinen Amtspflichten durch Vertretungen zu entziehen, so daß er Hermann Kurz gegenüber bekannte: „Ich weiß nicht mehr, wie das Inwendige einer Kirche aussieht“ (19.6.1837).

In deutlichem Gegensatz dazu stehen seine außerordentlichen Aktivitäten und seine Reisefreudigkeit, wenn es um sein dichterisches Werk ging wie auch um die Pflege seiner Freundschaften, die für den oftmals der Hilfe und des Trostes bedürftigen Dichter zur Bewältigung seines Lebens unverzichtbar waren. So standen ihm neben seinen Uracher und Tübinger Jugendgefährten Hartlaub, Mährlen und Bauer während seiner Zeit in Cleversulzbach Justinus Kerner und Hermann Kurz (beide seit 1837) besonders nahe. Mit dem dichterischen Ansehen wuchs auch die Zahl seiner freundschaftlichen Beziehungen, so zu Gustav Schwab und Ludwig Unland (seit 1828). →Ludwig Tieck (1833/41), →Paul Heyse (1854), Emanuel Geibel (1855), Herman Grimm und Iwan Turgenjew (beide um 1855), →Friedrich Hebbel (1857) und auch →Theodor Storm (1850), zu dem er allerdings nach dessen Besuch in Stuttgart keine Verbindung mehr hatte, wohl wegen Storms ihn, den zeitlebens Unpolitischen, schreckenden rigorosen politischen Engagements.

Die Vernachlässigung seines geistlichen Amtes veranlaßte schließlich die Kirchenleitung, ihn mehrfach an seine Dienstpflichten zu erinnern. In dieser bedrängenden Situation erwiesen sich wie schon früher für ihn weder christliches Dogma noch geistliches Amt als tragfähig. Halt fand er allein in seiner Dichtung und der ihr eigenen „mythenbildenden Kraft“ (Maync). So inspirierte der zufällige Fund einer Blüte M. 1841 zu dem Gedicht „Auf eine Christblume“, in dem er die Christrose mythisiert zu einem Wesen astrallunaren Ursprungs von archetypischer Bedeutung, an dem sich ihm das Geheimnis des Seins erschließt. Die „religiöse Intensität“ (Guardini) seiner Dichtung zeigt sich auch in dem wenig später entstandenen Gedicht „Die schöne Buche“ (1842), einem „Naturbild in Distichen“ (27.11.1842 an Karl Mayer), in dem er himmlische und irdische Sphäre mythisch einander begegnen läßt. Mit ihm gewinnt M. der Lyrik eine neue Ausdrucksform, verwandt mit der des franz. Symbolismus. Beide Gedichte machen deutlich, daß er sich bereits längere Zeit vor dem offiziellen Abschied der christlichen Verkündigung entfremdet und innerlich vom geistlichen Amt gelöst hatte. Als ihn daher Ende 1842 eine erneute Abmahnung der obersten Kirchenbehörde erreichte, bat er am 3.6.1843 beim König um „Enthebung vom Predigtamt“ wegen Krankheit und Vermögenslosigkeit. Am 19.9.1843 verließ der Neununddreißigjährige mit Schwester Clara Cleversulzbach und fand zunächst Zuflucht bei Hartlaub in Wermutshausen, bis er schließlich im April 1844 in Schwäbisch Hall Wohnung nahm.

Befreit von allen beruflichen Zwängen, galt nun seine besondere Zuwendung der Natur: Die Salzstadt regte ihn zu intensiven mineralogischen Studien und zur Erforschung von Versteinerungen an („Der Petrefaktensammler“, 1846; „Geschichte von der silbernen Kugel oder Der Kupferschmied von Rothenburg“, begonnen 1846, nicht vollendet) – Tätigkeiten, die er auch nach dem bereits im November aus klimatischen Gründen vorgenommenen Umzug nach Mergentheim fortsetzte. Die Begegnung mit der reizvollen Landschaft belebte seine Erinnerung an das überwältigende Erlebnis einer 1840 unternommenen Bodenseereise und regte ihn zu seiner „Idylle vom Bodensee oder Fischer Martin“ (1846) an. Sie bietet eine von Motiven des heidnischen Mythos und der christlichen Legende umrahmte bukolischschwankhafte Dorfgeschichte, deren Reiz in |M.s kontrastierender Komposition von zauberhaften Bildern

der arkadisch verklärten Bodenseelandschaft mit den bis an die Grenze des Makabren getriebenen Elementen der Schwankhandlung liegt.

Die veränderte Lebenssituation vermochte allerdings die tiefgreifenden psychischen Verwundungen, die M. in den Pfarramtsjahren erlitten hatte, nicht zu heilen. So bedurfte es fast eines Jahrzehnts, bis es ihm gelang, sich mit seinem Gedicht „Der alte Turmhahn“ (1852), einer in Knittelversen geschriebenen, in mehreren Phasen seit 1840 entstandenen Idylle, mit der von zahlreichen Krisen geprägten Zeit in Cleversulzbach zu versöhnen, indem er sie zu einem Leben stiller Beschaulichkeit verklärte, das er einem Pfarrer „aus früherer Zeit“ zuteil werden läßt. Das ungemein eingängige Werk hat erheblich zur Popularität M.s beigetragen, zugleich aber auch zur folgenschweren Fehldeutung seines Lebens als eines in der Idylle sich erfüllenden Pfarrerdaseins.

Neben dem „Alten Turmhahn“ entstanden in den Jahren 1845/46 zahlreiche Liebesgedichte, zu denen ihn die Begegnung mit Margarethe Speeth anregte, in deren Elternhaus er mit Schwester Clara im April 1845 Wohnung genommen hatte. Da die Geschwister seit Cleversulzbach in enger familiärer Gemeinschaft lebten, ergab sich aus dem Hinzutreten Margarethes und der sich schon bald intensivierenden Beziehung M.s zu ihr eine schwierige menschliche Konstellation, wie sie in dem der Schwester gewidmeten Gedicht „An Clärchen“ (1845) angedeutet ist. Die in rascher Folge geschriebenen Liebesgedichte verraten eine milde Skepsis, so „Götterwink“ und „Margareta“ (beide 1845) oder das Dialoggedicht „Aus der Ferne“ (1846), das, unverkennbar eine Hommage an den „Divan“, wie alle Lyrik dieser Phase sich der Goethes annähert, ohne an Eigenart zu verlieren.

Die Belastungen, die seine Liebe zu Margarethe mit sich brachte, nahmen in den folgenden Jahren zu. So drohte an ihrem Katholizismus seine Freundschaft mit Hartlaub zu zerbrechen; nach dem Tod ihres Vaters 1845 kam es wegen des Nachlasses zu langdauernden familiären Spannungen. Seine weiterhin schwierigen finanziellen Verhältnisse wie auch seine Entschlußlosigkeit verhinderten mehr als sechs Jahre eine Eheschließung. M. reagierte auf die zermürbende Situation wie schon in Cleversulzbach mit erheblichen gesundheitlichen Störungen, die er durch Kuren und Reisen zu lindern suchte. Nach einem längeren Aufenthalt im Herbst 1850 bei Bruder Louis auf dem Pürkelgut bei Regensburg fuhr er 1851 mit Clara für drei Monate an den Bodensee in der Hoffnung, in Konstanz ein Mädchenpensionat gründen zu können. Als der Plan scheiterte, übersiedelte M. nach Stuttgart, wo er im Herbst 1851 schließlich durch Vermittlung seiner Freunde als Nachfolger Gustav Schwabs zum Literaturlehrer an das dortige Kgl. Katharinenstift für Mädchen berufen wurde, eine Anstellung, die es ihm ermöglichte, 1851 endlich zu heiraten.

Wie schon während der Krisenjahre in Cleversulzbach hatte sich auch in der bedrückenden Atmosphäre in Mergentheim für M. die befreiende Kraft der Märchendichtung bewährt. Das wohl aus dem Jahr 1836 stammende Motiv der vertauschten Glücksschuhe regte ihn zur Niederschrift des „Stuttgarter Hutzelmännlein“ (1853) an, das zu den besten deutschen Kunstmärchen

zählt. Im Gegensatz zu der 1836 veröffentlichten, noch ganz der Romantik verpflichteten Märchenovelle „Der Schatz“ handelt es sich beim „Stuttgarter Hutzelmännlein“ um ein individueller geformtes Märchen, dessen besonderer Reiz neben der eigenwilligen Sprachgestalt auf der von M. erstmals ins Märchen eingebrachten Verschmelzung des Wunderbaren mit streng realistischen Elementen beruht wie etwa die vom Leser genau nachvollziehbare Topographie der schwäb. Landschaft. Ein Kabinetstück ganz eigener Art stellt die kunstvoll dem Märchen eingefügte „Historie von der schönen Lau“ dar.

M.s Märchendichtung klingt aus mit der bereits ins Legendenhafte hinüberspielenden Erzählung „Die Hand der Jezerte“ (1853). In ihr rückt der Dichter erstmals seit dem „Maler Nolten“ das Mysterium des Todes wieder in den Mittelpunkt eines Werkes, in dem aber an die Stelle der Verzweiflung die Gewißheit der Läuterung und Verklärung des Menschen zu einem Sein in immerwährender Schönheit tritt.

Dies Bewußtsein der Unvergänglichkeit der „flüchtigen Erscheinung“ des Schönen bestimmt auch die letzte umfangreichere Veröffentlichung M.s, die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ (1855). Dieses Werk, von M. als „gemalte Symphonie“, als „Charaktergemälde“ des Komponisten, dem er sich wahlverwandt empfand, konzipiert, resultiert aus seiner lebenslangen Beschäftigung mit Musik und Schicksal Mozarts, in dessen Schaffen sich die eigene Auffassung der Kunst als Ort der Verschwisterung von Schönheit und Todesgewißheit spiegelt.

|
Es bedurfte Jahre, bis M. in seinem 1863 entstandenen Gedicht „Erinna an Sappho“ ein letztes Mal zu jenem „alle Qual und Seligkeit der Menschenbrust“ ausströmenden Ton, mit dem die Mozart-Novelle so unvergleichlich in dem ans Herz greifenden „böhmischen Volkslied“ „Denk es o Seele“ (1851) verklingt, zurückfand. Noch einmal fühlte er sich vom dichterischen Kairos getroffen, der ihm die dunkle Botschaft des memento mori offenbarte. Sehr fern dem christlichen Unsterblichkeitsglauben, zeigt sich M. hier ganz vom antiken Mythos ergriffen; er wird zum Raum, wo ihn „wie Wetterschein“ die jähe Vision des „Media vita in morte“ durchzuckt, in der Schau der jugendlichen Dichterin Erinna „schwarzgefiedert ein tödlicher Pfeil“ Apolls ihn streift.

Daß die künstlerische Kraft des Dichters auch im Alter nicht erschöpft war, erweisen die 1863-67 entstandenen elf Gedichte, die M. zu dem Zyklus „Bilder aus Bebenhausen“ zusammenfaßt. Lyrik, die, ganz der Fülle des Diesseitigen hingegeben, aus dem Entzücken über die Heiterkeit des Ortes und dem staunenden Ergriffensein von dem klösterlichen Bauwerk der Zisterzienser lebt.

Im letzten Lebensjahrzehnt beschränkte sich M. auf Gelegenheitsgedichte, einige allerdings von Rang wie „Lang, lang ists her“ (1866) oder „An Moritz von Schwind“ (1868). So hatte er Muße, sich der bereits Anfang der fünfziger Jahre geplanten „revidierten Auflage“ des „Maler Nolten“ zu widmen, von der schließlich nur der erste Teil durch M. noch druckfertig gemacht werden konnte. Das Ergebnis dieser von Freunden wie Heyse, Storm und Auerbach widerratenen „Umformung“ zeigt ein konsequenter und präziser konzipiertes,

in den Constanze-Passagen schlüssiger gestaltetes und insgesamt realistischer motiviertes Werk, das eine Reihe neuer Abschnitte enthält, die nach dem Urteil des Herausgebers der kritischen Ausgabe, Herbert Meyer, zu den schönsten Texten M.s gehören.

Über der Arbeit am „Maler Nolten“ erfuhr M. selbst die im Roman präfigurierte Ausweglosigkeit menschlichen Lebens. Sein Verhältnis zu seiner Frau Margarethe, einem, so jedenfalls der Eindruck Konstanze Hartlaubs, „bis zur Verzweiflung eigensinnig verwöhnten Geschöpf von zweideutigem Charakter“ (18.12.1845 an Wilhelm Hartlaub), gestaltete sich fortschreitend, ohne gravierende schuldhaftige Verstrickung der Beteiligten, zu einer via crucis und trug ganz wesentlich zu jenem „hypochondrisch-zurückgezogenen Leben“ (Wilhelm Raabe) bei, das M. mit zunehmendem Alter führte. Der Dichter mied trotz hoher offizieller Ehrungen immer mehr die Öffentlichkeit und suchte nach seiner Pensionierung Ruhe und Geborgenheit in der Abgeschlossenheit beschaulicher Orte wie Lorch (1867) – dort widmete er sich vornehmlich der Töpferei – und Nürtingen (1870). Nach der 1873 erfolgten Trennung von seiner Frau begann eine von M. als „Verbannung“ empfundene Zeit des unstillen Umherirrens. Zunächst hielt er sich bei Hartlaub in Stöckenburg bei Schwäbisch Hall auf, sodann gelangte er über Lorch und Fellbach wieder zurück nach Stuttgart. Seelische und körperliche Leiden sowie durch die Trennung bedingte finanzielle Schwierigkeiten lasteten auf ihm in den letzten Jahren.

Zuspruch und Hilfe fand M. seit 1863 in der späten Freundschaft mit dem welterfahrenen Moritz v. Schwind, der zahlreiche seiner Dichtungen mit Zeichnungen versah; in Stuttgart waren bis zuletzt um ihn u. a. F. Th. Vischer, der ihm auch die Grabrede hielt, Friedrich Notter, Wilhelm Hensen, Julius Klaiber, der die Zweitfassung des zweiten Teils des „Maler Nolten“ behutsam vollendete, und das Ehepaar Friedrich und Luise Walther, bei dem er 1874 in Bebenhausen einen letzten erfüllten Lirlauf verlebte, bisweilen auch sein „Urfreund“ Hartlaub. Die Distanz des einstigen Geistlichen zur christlichen Botschaft vermochte auch die Ahnung des eigenen Todes nicht aufzulösen, in dessen Erwartung er vielmehr zur Sehnsucht seines orplidischen Jugendmythos zurückkehrte, daß „eine Gottheit diesen mattgehetzten Geist, weichbettend, in das alte Nichts hinfallen ließe“.]

Auszeichnungen

Hofrat;

Dr. phil. h. c. (Tübingen 1852);

Professor (1856);

Maximilians-Orden f. Wiss. u. Kunst (1862), Ritterkreuz 1. Kl. d. württ. Friedrichsordens (1864).

Werke

Weitere W Sämtl. Werke, hrsg. v. R. Krauß, 6 Bde., 1905;

Werke, hrsg. v. H. Maync, 3 Bde., 1909, ²1914;

Sämtl. Werke, hrsg. v. H. G. Göpfert, 1954, 4 Bde., ⁷1981;

Sämtl. Werke. Briefe, hrsg. v. G. Baumann in Verbindung mit S. Grosse, 3 Bde., 1959-61;

Werke u. Briefe, hist.-krit. Gesamtausg., hrsg. v. H.-H. Krummacher. H. Meyer. B. Zeller, 1967 ff. – *Briefausgg.*: Briefe, hrsg. v. K. Fischer u. R. Krauß, 2 Bde., 1903/04;

Briefe, hrsg. v. F. Seebaß, 1939;

Unveröff. Briefe, hrsg. v. dems., 1941, ²1945;

Briefe, hrsg. v. W. Zemp, 1949. – *Slgg. d. Briefe*: Gedichte u. Briefe M.s an seine Braut Margarethe v. Speeth, hrsg. v. Marie Bauer, 1903;

Briefwechsel zw. E. M. u. Moritz v. Schwind, hrsg. v. H. W. Rath, 1918, vermehrt ²1920;

Briefwechsel zw. H. Kurz u. E. M., hrsg. v. H. Kindermann, 1919;

Ungedr. Briefe M.s an D. F. Strauß, hrsg. v. K. Walter, in: *Das literar. Echo* 24, 1922, S. 591-98;

Briefwechsel zw. E. M. u. F. Th. Vischer, hrsg. v. R. Vischer, 1926;

Freundeslieb' u. Treu, 250 Briefe E. M.s an W. Hartlaub, |hrsg. v. G. Renz., 1938;

E. M., Briefe an seine Braut Luise Rau, hrsg. v. F. Kemp, 1965;

L. A. Bauer, Briefe an E. M., hrsg. v. B. Zeller u. H.-U. Simon, 1976;

Th. Storni – E. M., Th. Storm – Margarethe Mörike, Briefwechsel. Mit Storms „Meine Erinnerungen an E. M.“, Krit. Ausg., hrsg. v. H. u. W. Kohlschmidt, 1978.

Literatur

ADB 22. – *Bibliogr., Forschungsberr.*: F. Seebaß. Bibliogr. d. sämtl. M.-Briefe. Rechenschaftsber. d. Schwäb. Schillerver. 43, 1938/39, S. 11-65;

F. Sengle. M.-Probleme, Auseinandersetzung mit d. neuesten M.-Lit. (1945–50), in: GRM NF 2, 1951, S. 36-46;

V. G. Doerksen, Die M.-Lit. seit 1950. Lit.ber. u. Bibliogr., in: DVJS 47, 1973, Sonderh., S. 343-97;

U.-S. Marquard u. L. Lesle, E. M. im Lied, Ein Verz. d. Vertonungen v. Gedichten E. M.s, z. 100. Todestag d. Dichters, 1976;

G. Storz, M., Ein Forschungsber. (1951-69). in: Der Deutschunterricht 21.1969, Beil. zu H. 3, S. 1-8. – *Gesamtdarst.*: Karl Fischer. E. M.s Leben u. Werke, 1901;

H. Maync, E. M., Sein Leben u. Dichten, 1902, vermehrt ⁵1944;

P. A. Merbach, E. M., 1925 (Bildbiogr.);

F. Gundolf, E. M., in: ders., Romantiker, NF, 1931, S. 219-83;

A. Goes, M., 1938;

ders., in: Die Gr. Deutschen III, 1956, S. 284-92 (P);

Herbert Meyer, E. M., 1950;

ders., in: Lb. Schwaben VI, 1957, S. 230-65 (P);

ders., E. M., 1961, verb. u. erweitert ²1965;

B. v. Wiese. E. M., 1950;

G. Storz, E. M., 1967;

H. E. Holthusen, E. M. in Selbstzeugnissen u. Bilddokumenten, 1971 (P);

V. G. Doerksen (Hrsg.), E. M., 1975 (*Slg. v. Abhh., W, L*);

F. Sengle, Biedermeierzeit III, Die Dichter, 1980, S. 691-751;

H.-U. Simon. M.-Chronik, 1981;

P. Lahnstein, E. M., Leben u. Milieu e. Dichters, 1986;

Birgit Mayer, E. M., 1987 (*W, L*);

P. Labaye, E. M., 1988;

B. Zeiler, E. M. (1804-75), in: H. Schumann (Hrsg.), Baden-Württ. Portraits, 1988 (P). – *Dokumentationen*: M. Koschlig, M. in seiner Welt, 1954;

ders., Unbekannte Bildnisse M.s u. seiner Freunde, in: Jb. d. Dt. Schiller-Ges. 10, 1966, S. 130-59 (P);

E. M. u. seine Freunde, Eine Ausst. aus d. M.-Slg. Dr. Fritz Kaufmanns, 1965;

- E. M., 1804, 1875, 1975, Gedenkausst. z. 100. Todestag im Schiller-Nat.-Mus. Marbach a. N., Texte u. Dokumente. – *Stud. zu Leben u. Werk*: P. Corrodi, Das Urbild v. M.s Peregrina, 1923, Neudr. 1982;
- V. Sandomirsky, E. M., sein Verhältnis z. Biedermeier, Diss. Erlangen 1935;
- R. Guardini. Gegenwart u. Geheimnis, Eine Auslegung v. fünf Gedichten E. M.s, 1957;
- G. Rupprecht, M.s Leistung als Übersetzer aus d. klass. Sprachen, Diss. München 1958;
- S. S. Praver, M. u. seine Leser, Versuch e. Wirkungsgesch., 1960 (*W, L, Verz. d. wichtigsten Vertonungen*): H.-H. Krummacher, Zu M.s Gedichten, Ausgg. u. Überlieferung, in: *Jb. d. Dt. Schiller-Ges.* 5, 1962, S. 267-344;
- ders., Mitt. z. Chronol. u. Textgesch. v. M.s Gedichten, ebd. 6, 1962, S. 253-310;
- R. M. Tscherpel, Die rhythmisch-melod. Ausdrucksdynamik in d. Sprache E. M.s, Diss. Tübingen 1964;
- H. Meyer, Stufend. Umgestaltung d. „Maler Nolten“. in: *ZDP* 85, 1966, S. 209-23;
- H. Schlaffer, Lyrik im Realismus, Stud. üb. Raum u. Zeit in d. Gedichten M.s, d. Droste u. Liliencrons, Diss. Bonn 1966;
- L. H. Bronner, M.s Maler Nolten, Die wesentl. Unterschiede d. beiden Fassungen, Diss. Amherst (Mass.), 1968;
- U. Pillokat, Verskunstprobleme b. E. M., 1969;
- H. Steinmetz, E. M.s Erzz., 1969;
- H. Unger. M.-Kommentar zu sämtl. Werken, 1970;
- Ch. L. Hart Nibbrig, Verlorene Unmittelbarkeit, Zeiterfahrung u. Zeitgestaltung b. E. M., Diss. Basel, 1971;
- R. v. Heydebrand, E. M.s Gedichtwerk, Beschreibung u. Deutung d. Formenvielfalt u. ihrer Entwicklung, 1972 (*W, L*);
- Ch. L. Cingolani, E. M., Wirklichkeit u. Dichtung, Stud. z. frühen Lyrik, Diss. Basel 1973;
- E. Frey, Poetik d. Übergangs, Zu M.s Gedicht „Göttliche Reminiszenz“, 1977;
- G. v. Graevenitz, E. M., Die Kunst d. Sünde, Zur Gesch. d. literar. Individuums, 1978 (*W, L*);

B. Funk-Schoellkopf, E. M., Der letzte König v. Orplid. Diss. Zürich 1980;

Birgit Mayer, M.s Prosaerzz., Diss. Frankfurt 1985;

R. Tscherpel, M.s Iemur. Possen, Die Grenzgänger d. schönen Künste u. ihre Bedeutung f. eine d. „Maler Nolten“ immanente Poetik, Diss. Gießen 1985 (W, L);

U. Jochum. Die Entdeckung d. Zeit, Zur Wiederkehr d. Ontologie b. M., 1988;

H.-U. Simon, Göttlicher M.! M. u. d. Komponisten, 1988;

D. Hennemann, Individuation od. Integration? M.s Weg z. zweiten Fassung d. „Maler Nolten“. 1991;

S. Fliegner, Der Dichter u. d. Dilettanten, E. M. u. d. bürgerl. Geselligkeitskultur d. 19. Jh., 1991;

Kosch. Lit.-Lex.³;

Killy;

KLL.

Portraits

Lith. v. B. Weiß, 1851, Abb. in: Gr. Deutsche im Bild, 1937.

Autor

Rüdiger Frommholz

Empfohlene Zitierweise

, „Mörike, Eduard“, in: Neue Deutsche Biographie 17 (1994), S. 666-672 [Onlinefassung]; URL: <http://www.deutsche-biographie.de/.html>

ADB-Artikel

Mörrike: *Eduard M.*, schwäbischer Dichter, 1804—1875. — Ein einsamer, immer gleich freundlich blinkender Stern, dessen schlichte Schönheit nicht jedem Auge sofort sichtbar wird, zu dem aber eine kleine Schaar mit stets erneuter Freude und unvergänglicher Bewunderung hinaufschaut, steht die Muse dieses wundersamen Mannes fernab vom Weltgedränge. Die alten Fragen, warum M. noch immer so wenig gekannt sei, weshalb seine Gedichte nicht *mehr* gelesen werden, wo die Verehrer des „Maler Nolten“ bleiben und wo das Publicum für die Märchen — diese Fragen heute zu wiederholen wäre nutzlos. Gewiß hat Paul Hehse hierauf am treffendsten geantwortet, wenn er die Erklärung dieser leider unumstößlichen Thatsache darin erblickt, „daß es der künstlerischen Physiognomie Mörrike's an einem leicht erkennbaren Profil gebricht, an gewissen einfachen Grundzügen, die unerläßlich sind, wenn ein Künstler auf die Massen wirken soll.“ Nur in seltenen Fällen begründe das eigentlich Aesthetische, die zarte sinnliche Kraft des Dichters einen populären Erfolg. Vollends in erregten Epochen, in denen politische oder sociale Umwälzungen geräuschvoll sich vorbereiten — wie wäre da die Zeit und die hingebende Stimmung zu erwarten, die feinsten Aufgaben litterarischen Genusses zu lösen? Eine Dichternatur wie M., aus so wunderbaren Elementen gemischt, vom Geist des Theokrit und des deutschen Volksliedes genährt, von der tändelnden Grazie des Rococo und dem tiefen Naturgefühl Goethe's, von so kecker Phantastik und der schlichsten Empfindung für den Reiz der Wirklichkeit beseelt: die Räthsel einer solchen Erscheinung fasse die Menge so leicht nicht. M. trägt zu sehr den Stempel des Besonderen, Eigenartigen, das den Geschmack der Menge beirrt. Bei ihm begegnen wir — wie ein verwandter Geist bemerkt — einem absoluten Mangel der Phrase, der Sentimentalität und der Leidenschaft, was von vorne herein die Jugend von dem Dichter zumeist fernhält; seine Vortragsweise hat etwas, das der antiken Dichtung abgelauscht ist und deren Verständniß demjenigen, der sogenannter classischer Bildung entbehrt, nicht geläufig sein mag. Man hat ihn nicht mit Unrecht den deutschen Catull genannt. Dann ergeht er sich mit Vorliebe im Reiche des Phantastischen, Wunderbaren, Geister- und Märchenhaften. Das Hinhorchen nach dem Geheimnißvollen und Ahnungsreichen, das Selbstbelauschen der eigenen Seele ist ihm vorzugsweise eigen. Nach dem, was man die obersten Gattungen der Poesie zu nennen pflegt, hat er nie gegriffen; still beschränkt auf das Gebiet des Liedes, des Märchens und der Idylle schwebte sein Genius, entrückt über Zeit und Wirklichkeit, durch diese Welt; ein halbes Jahrhundert Geschichte rauschte an ihm vorbei, ohne einen anklingenden Ton an seiner Harfe zu berühren. „Wir möchten Mörrike — so schrieb sein Freund David Fr. Strauß 1847 — stärkere Assimilationsorgane, oder, um es deutsch zu sagen, derbere poetische Freiß- und Verdauungswerkzeuge wünschen. Die raube, rohe Wirklichkeit, die Geschichte mit ihrem oft herben Kern in bald lederner, bald stachlichter Schale, ist unserem zartgefügteten Dichter eine zu harte Nuß, für die er kein Gebiß, keinen Magen hat.“ Ein Grund endlich, warum M. einen so unverhältnißmäßig spärlichen Leserkreis hat, mag in dem Maßhalten seiner Productivität liegen, in dem frühen Verstummen seiner Saiten (hierin seinem Landsmann Uhland ähnlich) und nicht wenig haben unsere gangbaren

Litteraturbücher mit beschränkten und ungerechten Urtheilen sich gegen den Dichter Versündigt. „Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst“, heißt es in jenem reizenden Gedicht „auf eine Lampe“, welches den Eindruck, der von Mörike's ganzem Wesen ausgeht, so einzig wiedergibt.

Der Oeffentlichkeit ist M. stets scheu aus dem Wege gegangen; sein Leben ist jenes traumhafte Stillleben, das uns in seinen Dichtungen so entzückt; es beschränkt sich als das ächte Pfarrhausidyll auf einen ebenso kleinen Erdenfleck, als seine Muse ein mäßiges Stoffgebiet umfaßt.

Die ältesten bekannten Vorfahren der Familie M. sollen aus Havelberg in Preußen nach Württemberg eingewandert sein. Albrecht Ludwig M. ließ sich als Apotheker in Neuenstadt am Kocher nieder, wo er sich mit Christiane Wolters vermählte. Dieselbe stammt in sechster Linie von Martin Luther ab. In der Familie M. wird Luther's silberner Tischbecher als Erbstück aufbewahrt. (Ueber diese Descendenz handelt die Schrift von Eduard Mörike's Großonkel, Christian Ludwig M., Pfarrer zu Burgstall: „Meine Abstammung von D. Luther und sein Tischbecher“, Stuttgart 1817 und 1883.) Des Dichters Großvater väterlicherseits war der Hofmedicus Gottlieb M. in Ludwigsburg, mütterlicherseits Christian Friedrich Beyer, Pfarrer zu Beuren, welcher mit Friedrike Wekhrlin, der Schwester des bekannten Publicisten Wilhelm Ludwig Wekhrlin, vermählt war. Seine Eltern waren Dr. Carl Friedrich M., Oberamtsarzt und Charlotte Dorothea Beyer († 26. April 1841). M. hat uns in seiner bescheidenen Selbstbiographie, welche er 1834 beim Antritt der Pfarrei Cleversulzbach der ersten Predigt einverleibte, die trefflichen Eltern aufs liebevollste geschildert. Der Vater war ein durch und durch origineller, zu philosophischer Speculation aufgelegter Mann; die Mutter voll unendlicher Güte, Anmuth und Freundlichkeit. Das bezaubernde Erzählungstalent Eduard's ist nicht zum mindesten mütterliches Erbtheil.

Geboren am 8. September 1804 zu Ludwigsburg, der schwäbischen Dichterstadt, aus und in der Schiller, Schubart, Justinus Kerner, Strauß, Bischer hervorgegangen oder wenigstens mit ihrer Kindheit wurzeln, befand sich Eduard M., ein Knabe von ungewöhnlicher Schönheit, in einem lebhaften Kreise mehrerer Geschwister, von denen namentlich ein älterer Bruder den größten Einfluß auf ihn gewann. „Was nur ein jugendlicher Sinn — heißt es in der angeführten autobiographischen Skizze — irgend Bedeutungsvolles hinter der Oberfläche der äußeren Welt, der Natur und menschlicher Verhältnisse zu ahnen vermag, das alles wurde durch Gespräche dieses Bruders auf einsamen Spaziergängen, wenn ich ihn manchmal auch nur halb verstand, in meinem Innern angeregt; er wußte den gewöhnlichsten Erscheinungen einen höheren und oft geheimnißvollen Reiz zu geben; er war es auch, der meine kindischen Gefühle zuerst mit mehr Nachhaltigkeit auf übersinnliche und göttliche Dinge zu lenken verstand.“ M. besuchte die lateinische Schule seiner Vaterstadt. Friedrich Notter, ein älterer Schulkamerad, erzählt einen anmuthigen Zug aus dieser Zeit. Als der junge M. eines Tages auf der Schulbank vor sich hin träumte, trat der Lehrer vor ihn und fragte den erschrocken Ausschauenden: „Nun, von welchem Brückle guckst jetzt eben wieder hinunter?“ Fürwahr, unbewußt ein seines Gleichniß vom jugendlichen Gemüth, welches noch auf alle die ungewordenen Liederbächlein hinaussinnt, die später in ein großes

Meer von Wohllaut zusammenströmten! Erinnerungen aus einer seltsam mystischen Knabenzeit hat M. im „Maler Nolten“ niedergelegt, wenn er diesen z. B. berichten läßt, wie er als Kind sich am liebsten in einen dunkeln Bretterverschlag auf dem Dachraum setzte und, während draußen der helle Tag schien, eine Kerze anzündete, vertrauten Gespielen Märchen erzählend. Die Kinder durften ab und zu durch zwei Astlöcher schauen, durch welche sie, wenn die Sonne niederging, hinausblickten auf die seligen Inseln. Hauptsächlich auf Wunsch eines Oheims kam man überein, daß sich M. dem geistlichen Stande widmen sollte. Schon in seinem elften Jahre lernte er den bitteren Ernst des Lebens kennen: der Vater wurde in Folge übermäßiger Berufsanstrengung vom Schlage getroffen und siechte drei Jahre lang dahin, bis er am 22. September 1817 von seinen Leiden erlöst wurde.

Jetzt trat der edle Oheim, der nachmalige Consistorialpräsident v. Georgii, ein hochgebildeter Mann, vor die trauernde Wittwe mit dem Anerbieten, die Sorge für die Ausbildung des Knaben übernehmen zu wollen und Eduard siedelte nach Stuttgart über. Unter seinen dortigen Lehrern gedenkt er namentlich mit dankbarer Anhänglichkeit des verdienten Pädagogen Karl Ludwig Roth, sodann des Prälaten v. Flatt, bei welchem er den herzugewinnenden Confirmationsunterricht erhielt. Nach bestandener letzter Schulprüfung, dem sogenannten dritten Landexamen, entschied sich des Jünglings Beruf zum Prediger und im October 1818 wurde er mit einigen dreißig Zöglingen in die neu errichtete Klosterschule zu Urach aufgenommen. „Die prachtvolle Gebirgsgegend, das schöne Thal, worin wir wohnten (M. hat es in einem seiner vollendetsten Gedichte gefeiert), das enge Zusammensein mit einer Menge junger, nach Art und Begabung höchst verschiedener Menschen, die Eigenthümlichkeit der Lehrer, die Bekanntschaft mit Büchern, die nicht unmittelbar auf meinen Beruf hinwiesen — dies alles gab dem nun zum Jüngling erwachsenen Knaben in einer abgeschlossenen und einförmigen Lage die mannigfaltigste Anregung. Die Begriffe gewannen schnell einen größeren Umfang, Gesinnungen und Neigungen bestimmten sich; mit Ueberraschung sah ich eine reiche Welt des Geistes vor mir aufgethan, deren Widersprüche bereits auf mich zu wirken begannen, so daß ich das, was ich mein eigen nennen konnte, was vom Empfangenen mit meinem innersten Bedürfnisse zusammentraf, nur immer heimlicher und fester an mich zog.“ (Selbstbiographie.) In Mach schloß M. den Herzensbund mit seinem treuesten Freunde Wilhelm Hartlaub (geb. am 29. Mai 1804, † in Stuttgart am 10. Juli 1885). Diesem Trefflichen sind die Gedichte in der ersten Auflage von 1838 gewidmet; ihn, den früheren Pfarrer von Wermuthshausen, „dessen vier Wände in einer Woche mehr Haydn, Mozart und Beethoven zu hören bekamen, als die Concertsäle mancher Residenz in einem Winter“, den begeisterten Verehrer und Kenner unserer classischen Musik, hat der Dichter mehrfach poetisch verherrlicht. Andere Jugendfreunde aus der Uracher Zeit waren Ernst Bruckmann (geb. 1804, † als Pfarrer in Trossingen 1878) und Mährlen, später Professor am Stuttgarter Polytechnikum.

Im J. 1822 bezog M. die Universität und das Stift Tübingen. Seine geistigen Anlagen drohten ihn von seiner Bestimmung eher ab- als ihr entgegenzuführen. Daß er aber dem Studium der Theologie treu blieb, dankt er, nach seinem eigenen Bekenntnisse, nächst der Beschränkung der äußeren Umstände der

Leitung seines Stuttgarter Oheims und eines Studiengenossen Rudolf Flad, des allzufrüh (1830) verstorbenen Freundes. Er hörte Collegien bei den Professoren v. Bengel, Eschenmaier, Tafel, Steudel, Schmied und Haug. Vor Allem ergab er sich dem Zauber der griechischen Dichtung, aber nicht pathologisch wie sein unglücklicher Landsmann und Liebling Hölderlin. Von dem Studentenleben hielt er sich gänzlich fern; mit gleichgestimmten Freunden, dem poesievollen Ludwig Bauer, dem genialischen Wilhelm Waiblinger und „mit traurig schönen Geistern im Verkehr“ sonderte er sich immer mehr von der Außenwelt ab und die Gefahr lag nahe, sein Talent möchte in spielender Phantastik aufgehen. Man schuf eine eigene Mythologie, ein Fabelland, die Insel Orplid, die heilige, von den Göttern verlassene Stadt und bevölkerte sie mit den wunderbarsten Gestalten. Daraus sind die beiden Phantasmagorien von der Orplid'schen Märchenwelt hervorgegangen; die eine, „Der letzte König von Orplid“ von M. steht als Schattenspiel im „Maler Nolten“, die andere. „Der heimliche Maluff“, befindet sich in Ludwig Bauer's Schriften. In einer geheimnißvollen Brunnenstube oder in dem am Tage künstlich verdunkelten Gartenhäuschen des Decans Presset auf dem Oesterberge war der Schauplatz, wo M. und Bauer ihre Mysterien feierten und wo Homer, Shakespeare, Goethe und Calderon — M. besaß ein bedeutendes mimisches Talent und es geht die Sage, der nachmalige Herr Vicar habe einst bei einer in Noth gekommenen Schauspielertruppe aushilfsweise den Hofmarschall Kalb gespielt — gelesen wurden. Man muß die meisterliche Charakteristik der drei Stiftler in dem Aufsatz über Ludwig Bauer von D. Fr. Strauß nachlesen. Damals begann auch Mörike's Freundschaft mit Strauß und Fr. Th. Bischer. Von den in Tübingen entstandenen Gedichten hat M. später etwa ein Dutzend in die Sammlung aufgenommen. Sie gehören durchwegs zu seinen schönsten Producten. Auch ein Trauerspiel wurde vollendet, ging aber in Flammen auf, da der Dichter die Höhe seiner Idee nicht erreicht zu haben glaubte. Der enthusiastische Ludwig Bauer, welcher Tags darauf einige Reste las, versichert seiner Braut, daß diese Ueberbleibsel zu dem Herrlichsten gehörten, was die Poesie je erschaffen hätte.

Im Herbst 1826 verließ M. Tübingen und führte nun die nächsten acht Jahre das Leben des wandernden schwäbischen Vicars, zuerst in Oberboihingen bei Nürtingen, hernach zu Mühringen auf den Fildern und in Köngen, Nürtinger Decanats. Die angegriffene Gesundheit drängte zu dem Entschluß, auf einige Zeit dem kirchlichen Dienste zu entsagen. Ungefähr ein Jahr brachte M. theils bei Verwandten in Oberschwaben, theils in Stuttgart zu. Auch fand sich günstige Veranlassung zu einer kleinen Reise nach Baiern. 1829 kehrte er mit gestärktem Muthe zum Pfarramt zurück; er kam als Verweser nach Pflummern bei Riedlingen an der Donau, sodann nach Plattenhardt auf den Fildern, von dort nach Owen bei Kirchheim unter Teck. Im Spätjahr 1831 erhielt er die Amtsverweserei Eltingen bei Leonberg, hernach das Vicariat zu Ochsenwang bei Kirchheim an der schwäbischen Alb. Zwei Jahre lang blieb er hier; allein das Klima war ihm auf die Dauer zu rau und es wurden ihm rasch nacheinander Vicariate in Weilheim, in dem ihm schon bekannten Owen und in Oethlingen zugetheilt, bis er endlich 1834 vollkommenen Besitz von der Gemeinde Cleversulzbach bei Heilbronn nehmen sollte. Neun Jahre lang wohnte M. mit seiner Mutter und der ihm aufs innigste verbundenen Schwester Clara in eben dem Pfarrhause, wo einst die Mutter und Schwester Schiller's gewaltet hatten.

Mit Justinus Kerner wurde gute Nachbarschaft gehalten, ebenso mit Karl Mayer, Schwab, Uhland.

Wenn schon die frühesten Gedichte Mörike's mit Staunen erfüllen, war sein erstes litterarisches Auftreten vollends ein unerhörtes, insofern als das Erstlingswerk ihn sogleich auf dem Gipfel seines dichterischen Vermögens zeigt. Der 28jährige Vicar zu Eltingen bei Leonberg trat 1832 mit seinem Roman „Maler Nolten“ an die Oeffentlichkeit. Er hatte ihn theilweise in den Gärten von Hohenheim geschrieben. Das merkwürdige Buch war bald vergriffen. Der Verfasser aber, welcher die inneren Mängel und die Fehler der Composition rasch erkannte, gab später unter keinen Umständen einen Wiederabdruck des alten Textes zu; er beschäftigte sich mit einer Umarbeitung, die sich vornehmlich auf den ersten Theil erstrecken sollte, fand aber erst im Alter die Stimmung wieder, sich dem Werke seiner Jugend nochmals hinzugeben. Berthold Auerbach erzählt in den Briefen an seinen Freund Jakob Auerbach II, 149 am 29. April 1873 von einem Besuch bei dem kränkenden Dichter: „Mörike arbeitet sich vergebens daran ab, seinen Roman „Maler Nolten“ zu erneuen. Ich habe ihm schon vor mehreren Jahren gesagt, daß das unthunlich sei; eine Jugendstimmung und gar eine romantische muß man lassen wie sie ist und darf sie nicht aus einer späteren Stimmung corrigiren. Ich erzählte ihm damals: ich kannte in Prag eine Frau, bei der ein Maler wohnte, der lange seine Zimmermiete nicht bezahlte. Eines Tages sagte sie ihm: „Sie können Ihre Schuld abverdienen, ich habe droben ein Bild meines Mannes hängen, machen Sie mir das Bild meines Sohnes daraus!“ Die Geschichte ging damals M. sehr ein. Er wollte doch von seinem Vorhaben nicht lassen.“ Und so ist es gekommen, daß der Dichter über seiner Arbeit gestorben ist und damit ist die gleichmäßige Vollendung eines Kleinodes unserer höheren Erzählungskunst versäumt worden.

Die erneute Gestalt, in welcher der „Maler Nolten“ 1877, zwei Jahre nach des Dichters Tod, in die Welt trat, gilt bloß vom ersten Band; an den zweiten|sollte zwar nur die glättende Feile gelegt werden, aber da, wo sich die beiden Theile berühren, gähnt eine Lücke, welche die pietätvolle Hand Julius Klaiber's leise zu überbrücken gesucht hat.

Sich von dem holden Zauber, der über dieser wunderbaren Dichtung liegt, einspinnen zu lassen, gewährt einen Reiz seltenster Art. Wir halten die Handlung (nach der Neugestaltung) mit einigen Strichen fest. Der Maler Theobald Nolten ist mit Agnes, der Tochter eines biedereren Försters, verlobt, und — aus Italien zurückgekehrt — eben in den glänzenden Kreis einer deutschen Residenz getreten, wo seinem Talente die schönsten Hoffnungen aufgehen. Agnes, eine zarte sensitive Natur, hatte kurz zuvor eine sonderbare Begegnung mit einer jungen Zigeunerin, die ihr den Verlust des Bräutigams prophezeihte. Das bethörte Mädchen, welches sich stets mit dem Vorwurf quält, ihrem Verlobten nicht zu genügen, verliert darüber einen Augenblick das Gleichgewicht des Gemüthes und erweist einem Verwandten eine zarte Neigung, die den Schein verletzter Treue auf sie wirft. Auch Theobald war als Kind mit der geheimnißvollen Zigeunerin Elsbeth in den Ruinen eines Schlosses zusammengetroffen: die Halbirrsinnige war von dem jungen Schwärmer mit dem unseligen Gedanken geschieden, daß er ihr auf ewig angehöre, sie glaubte

ihn durch einen Schwur unauflöslich an sich gebunden zu haben. Nolten hat die Zigeunerin seit jenem Tag nie wieder gesehen, aber das Erlebniß ließ eine tiefe Wirkung in ihm zurück. Der Eindruck, den Agnes von jenem Verwandten empfangen, war ein flüchtig vorübergehender gewesen, aber Nolten — durch fremde Einmischung davon unterrichtet — würdigt die entfernt wohnende Braut keines Wortes mehr, ohne daß die Aermste eine Ahnung davon hat. Nolten's Freund nämlich, der Schauspieler Larkens, der von vorneherein den Stand der Sache nur wie die künstliche Verwicklung eines Intriguenstückes, dem ein glücklicher Ausgang nicht fehlen könne, betrachtet, ist auf der Stelle — in der treuen Absicht, den Freund glücklich zu machen, entschlossen, die Rolle des Vermittlers zu spielen. Mit der Kunst begabt, fremde Handschriften nachzuahmen, tritt er in die Lücke und nimmt den abgebrochenen Faden der zärtlichen Correspondenz mit Agnes geschickt auf, um dem Mädchen die gewohnte Herzensnahrung zu reichen. Der seltsame Briefwechsel zieht sich in die Länge. Vor dem Ende bangt freilich dem Schauspieler, welcher jeden Augenblick gefaßt sein muß, daß ein Zufall das Wagestück entdecken kann. Nolten verkehrt nun öfter im Hause des Grafen Zarlin und empfindet bald die Wirkung, die Constanze, des Grafen Schwester, eine junge Wittve von hohem Geist und edler Anmuth, auf seine noch halbwunde Brust macht. Mit Besorgniß überwacht Larkens das aufkeimende Verhältniß zwischen Nolten und der schönen Gräfin Constanze. Die Aufführung eines harmlosen Schattenspiels — der letzte König von Orplid — durch den Maler und Schauspieler im gräflichen Hause bringt eine Wendung in die Dinge. In diesem Stück will der Klatsch Anzüglichkeiten auf den Hof gefunden haben, was den beiden Freunden eine verdrießliche Untersuchung, endlich sogar Verhaftung zuzieht, welche Larkens, der schon früher in eine unerhebliche politische Geschichte verwickelt gewesen, in gewisser Beziehung nicht unerwünscht vorkommt; er glaubt hiermit Nolten's gräflichen Roman ausgespielt. Schon malt er sich aus, wie er mit dem Freund nach der bevorstehenden Freilassung zu Agnes pilgern wird. Er täuscht sich aber, denn die Gräfin Constanze hat kaum das Mißgeschick Nolten's vernommen, so ist sie fester als je entschlossen dem Maler ihre Hand zu reichen. Mit Larkens' Gefangennehmung waren unterdessen alle seine Papiere und unter diesen auch der Briefwechsel mit Agnes in unberufene Hand gefallen. Der Herzog Adolf, mit der Untersuchung betraut und längst auf den lebhaften Verkehr Nolten's mit Constanze argwöhnisch, spielt dieser die Briefe Agnesens zu. Schmerzlich glaubt|die Gräfin an einen Treubruch Nolten's und verweist plötzlich. Der Proceß wird zwar durch einen Cabinetsbefehl aufgehoben, die beiden Freunde frei gelassen, aber Nolten ist unter den Seelenqualen im Gefängniß erkrankt, nachdem er vergebens auf ein tröstliches Zeichen von Constanze gewartet hatte. Eine Sendung an die Gräfin war uneröffnet zurückgekommen. Diese aber hat nach der jähen Erschütterung, in welche sie jene Entdeckung anfänglich gestürzt, bereits das schöne Ebenmaß ihres Wesens zurückgewonnen. Jetzt, da dem Schauspieler Nolten's Genesung weit genug vorgeschritten scheint, geht er endlich an die Lüftung des unseligen Geheimnisses: in aller Stille rüstet er zu einer längeren Reise, schreibt zum letzten Mal an Agnes, nimmt rasch Abschied vom Freund und verschwindet. Ein diesem zurückgelassenes Packet enthält die Briefe von Agnes und die Concepte derjenigen des Schauspielers. „In der gewissen Ueberzeugung,— schreibt Larkens an Nolten — daß die Zeit kommen müsse, wo Dein heißestes Gebet sein werde, mit diesem Mädchen verbunden zu sein, ergriff ich ein gewagtes

Mittel, Dir den Weg zu diesem Heiligthum offen zu halten. Vergib den Betrug! nur meine Hand war falsch, mein Herz auf keine Weise. Ich bin Dein guter Genius und indem ich von Dir scheide, sei Dir ein anderer, besserer empfohlen. Ich meine Agnes. Setze das Mädchen in seine alten Rechte wieder ein! Du hast Dich in Deinem Argwohn geirrt. Eile zu ihr, sie wird nichts Fremdes an Dir wittern. Es steht bei Dir, ob das gute Mädchen das Intermezzo erfahren soll oder nicht; bevor ein Paar Jahre darüber hingingen, würde ich nicht dazu rathen. Dann aber wird euch sein, als hättet ihr einmal im Sommernachtstraum mitgespielt, und Puck, der täuschende Elfe, lacht noch ins Fäustchen über den wohlgelungenen Zauberspaß. Ich habe Grund zu glauben, daß die Gräfin meine Correspondenz in die Hand bekommen; die Mappe war mit unter den Gerichtspapieren. Was wirst Du thun? Der Rückweg zu Constanze steht Dir vielleicht noch offen. Du sollst freie Wahl haben. Kannst Du Dich bedenken? Denk' an das schlichte Kind im Garten hinter des Vaters Haus! Neulich hat sie die Laube zurechtgeputzt. Jeden Tag, jede Stunde erwartet sie Dich — wirst Du kommen? Wag' es, sie zu betrügen, den hellen Sommertag dieser schuldlosen Seele in dumpfe Nacht zu Verkehren!“ Nolten ist wie betäubt. Der Gedanke, der edlen Constanze als ein Elender erscheinen zu müssen, ist ihm unerträglich; das schmerzlich süße Gefühl aber, seine treue Agnes so bald ihm nur beliebt sein Eigenthum nennen zu können, durchbebt ihn mit holdem Staunen. Er schreibt an die Gräfin mit schlichter Geradheit, schildert sein Verhältniß zu Agnes bis zu dem ungeheuren Irrsal, wozu die unheimliche Erscheinung Anlaß gegeben, berichtet den Eingriff des Schauspielers in sein Schicksal und ersteht endlich ein Zeichen ihrer Verzeihung, um im Schmerz des Scheidens doch die Reinheit einer heiligen Erinnerung ungetrübt mit sich nehmen zu können. Der herrliche Sinn Constanzens verleugnet sich keinen Augenblick; hochherzig entsagt sie dem Geliebten, aber ihr Glaube an ihn ist gerettet.

Hier namentlich stehen wir vor dem Punkt, wo die Umarbeitung so sehr zu Gunsten des ganzen Welkes eingegriffen hat. In der ursprünglichen Anlage des Romans hatte Larkens selbst die Briefe Agnesens der Gräfin in die Hände gespielt; wilder Haß erfüllt sie gegen den Verräther, sie veranlaßt die Gefangennehmung der beiden und verzehrt sich, als sie Licht über den Irrthum erhalten, in qualvoller Selbstverachtung. Larkens selbst wollte erst Hand an sein Leben legen, dann entfloh er. — Der Fortschritt in der zweiten Gestalt des Buches ist unverkennbar.

Erzählen wir zu Ende. Wir treffen den Maler auf der Reise, deren Ziel nicht ungewiß sein kann, es gilt dem Ort seiner wiedergefundenen Liebe. Man muß dieses Wiedersehen auf dem Kirchhof, wohin Agnes eben ein Stück Tuch auf die Bleiche getragen hat, selbst nachlesen. Eine ähnliche Scene findet sich in unserer gesammten Litteratur nicht leicht wieder. Die Beiden verleben nun Tage ungetrübt Glücks. Nur manchmal befällt Nolten die Sorge um Larkens, dessen Spur völlig verloren gegangen ist. Nolten hat inzwischen eine glänzende Anstellung als Hofmaler im Dienste eines Fürsten erhalten; das Paar muß von der Heimath Abschied nehmen; Agnes aber, aufs neue von einer düsteren Ahnung befallen, die mit der Prophezeiung der Zigeunerin zusammenhängt, beharrt darauf, zunächst mit dem Bräutigam und dessen Schwester an Ort und Stelle zu reisen, wo dann die Trauung stattfinden soll. Das Verhängniß steht als dunkle Wolke über ihrem Haupte. Man langt eines Abends in einer Stadt

an; dort findet Nolten in einer schlechten Wirthsstube unter Handwerkern den lange gesuchten Larkens, der, um ganz von der Welt zu verschwinden, sich in seiner selbstquälerischen Stimmung bei einem Tischler in die Arbeit gegeben hat. Der ehemalige Schauspieler, in dem unglückseligen Wahn befangen, der Maler sei gekommen, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, flieht, ohne Nolten gesprochen zu haben und nimmt Gift. Längst mit sich selbst zerfallen, hatte er die That langsam vorbereitet, das plötzliche Erscheinen des Freundes hat die Ausführung beschleunigt. In seinem unsäglichen Schmerz findet Nolten eine theilnehmende Seele in der Person des edlen Präsidenten, welcher in dem Tischlergesellen den einst so gefeierten Schauspieler seit geraumer Zeit erkannt hatte. In dem Landhaus des Präsidenten machen die Reisenden auf einige Tage Rast und begraben den Todten. Zu unseliger Stunde aber verräth Nolten seiner Braut das Geheimniß, welches sein Gemüth belastet, das Spiel mit den unterschobenen Briefen. Agnes erliegt dem Eindruck. In derselben Nacht stellt sich die Erscheinung wieder ein; Agnes wird halbtodt im Garten aufgefunden, neben ihr die wilde Elsbeth, die Zigeunerin, die ihr vermeintliches Recht an Nolten einzufordern gekommen ist. Ueber die Seele des armen Mädchens hat sich ein Schleier gelegt: die sonderbarste Personenverwechslung zwischen Nolten und Larkens ist in ihr vorgegangen, Nolten scheint ihr Larkens, ein Doppelgänger des Geliebten zu sein — sie ist wahnsinnig geworden. Der blinde Gärtnerssohn Henni, eine versöhnend milde Erscheinung mitten in der Katastrophe, bleibt ihr einziger Gespieler. Oft sieht man die zwei in der Haustafel vor der Orgel sitzen, die der Blinde spielt. Eine wundervolle Scene malt der Dichter gegen den Schluß des Romans, wie der Knabe gedankenvoll vor der offenen Tastatur sitzt; Agnes, leicht eingeschlafen auf dem Boden neben ihm, den Kopf an sein Knie gelehnt, ein Notenblatt auf ihrem Schooße. Die Abendsonne bricht durch die bestäubten Fensterscheiben und übergießt die ruhende Gruppe mit goldenem Licht. Das große Crucifix an der Wand sieht mitleidsvoll auf sie herab. Noch einige qualvolle Tage vergehen, da wird die Leiche des Mädchens, das sich in einen Brunnen gestürzt hat, ins Schloß getragen. Die Nacht vor dem Begräbniß erwacht Nolten über einer sonderbaren Musik, eilt hinaus und wird von den aufgeschreckten Schloßbewohnern todt gefunden. Ein heftiger Schrecken hatte die von Kummer und Verzweiflung erschöpfte Natur getödtet. Nicht weit von der Unglücksstätte an der Landstraße stieß man auch auf den entseelten Körper der Zigeunerin, die vor Entkräftung liegen geblieben war.

Der „Maler Nolten“ ist zur Hälfte ein psychologischer, zur Hälfte ein Schicksalsroman. M. steht halb in der Romantik, halb hat er sich zu Goethe'scher Idealität erhoben. Von einem mystisch-romantischen Hintergrund hebt sich leuchtend die klare naturgemäße Handlung ab. Aber Nolten's fatalistische Wahlverwandtschaft mit der dämonischen Zigeunerin, die wie das Fatum auftritt und in Wirklichkeit eine nahe Blutsverwandte Nolten's ist — diese Wahlverwandtschaft schafft im Verborgenen, ohne jene Annäherung der wahlverwandten Personen, die in Goethe's Roman so bewunderungswürdig dargestellt ist und darum ist — wie Bischer bemerkt — der Schluß des Ganzen unbefriedigend, endet mit einer schneidenden Dissonanz, wirkt, nach dem Ausdruck von Hermann Kurz, „weltgerichtlich“. Hier liegt der wunde Fleck des Werkes. Wir dürfen dabei nicht übersehen, daß M. an geheimnißvoll

wirkende Kräfte in der menschlichen Natur, an Ahnungen, sogar mystische Erscheinungen glaubte.

Die Conception der Romans ist eine wundervolle. Die Hauptfiguren treten in vollendeter Plastik aus dem Rahmen heraus. Nolten selbst zeigt freilich am wenigsten Individualität, er ist sachgemäß mehr der passive Mittelpunkt der Handlung. Dafür ist der Schauspieler Larkens, die bedeutendste männliche Figur, scharf umrissen: Hypochonder, übersättigt vom Genuß des Lebens, auf der anderen Seite aber mit Gefühlsinnigkeit und einem genialen Humor ausgestattet, hat er dadurch, daß er die Vorsehung spielen wollte, seine tragische Schuld auf sich genommen. Ein psychologisches Meisterstück, voll unbewußter, unendlich rührender Poesie ist Agnes. Der Dichter zeigt nur und in der Schöpfung der Constanze seine Verwandtschaft mit Goethe, den vorzüglichsten Darsteller des weiblichen Ideals, nicht minder auch in der epischen Ruhe des wahrhaft classischen Stils; da begegnet uns nirgends das Hastige unserer modernen Romanschriftsteller, nirgends eine bloße Effectscene, von Empfindsamkeit keine Rede. Wer den Dichter in Bildern sucht, hebe nur das eine heraus. Auf das herzliche Gekicher der Mädchen wird ein Gleichniß angewendet. „Die Elfen — heißt es — pflegen sich bei Nacht mit allerlei lieblichen Dingen, unter Anderem auch mit einem Kegelspiel von purem Gold die Zeit zu verkürzen; wenn alle Neun fallen, nennen sie es ein goldenes Gelächter, weil der Klang dabei gar hell und lustig ist.“ M. weiß das Tragische wie das Komische — man denke an die Figur des Barbiers Wispel — mit derselben Meisterschaft zu beherrschen. Für einen Achtundzwanzigjährigen, der dazu von der Welt noch nichts gesehen, war dieser „Maler Nolten“ ein beispielloses erstes Debut; aber die gewaltigen Schicksalsstoffe, an die sich der jugendliche Dichter hier gewagt, wollte er nicht wieder berühren; was er von jetzt an erzählt, ist zumeist ein heiteres Ereigniß, ein Schwank, ein Idyll, ein Märchen. Schön äußert sich Ludwig Bauer (Schriften S. LIV) am 10. November 1832 dem Freunde gegenüber: „Nolten ist, ohne Ruhm zu melden, ein Meisterstück, ausgezeichnet durch Wahrheit und psychologische Tiefe, während sich ein leiser bänglicher Hauch von Poesie auch über die klarsten Züge des Gemäldes verbreitet. Denn unheilverkündend ist der ganze Horizont, der Nolten's Leben umfängt; selbst die Farbe der Gegenden, der Flug der Vögel ist wie vor Ausbruch eines Gewitters. Es ist nicht möglich, etwas zu hoffen und allmählich geht das düstere Vorgefühl in ein Grauen über, wie es nur die Mitternacht oder Shakespeare in mir wecken konnte, ein Grauen, das überhaupt nur dann in uns entsteht, wenn wir auf ächt künstlerliche oder rein menschliche Weise eben bis an den Saum eines Jenseits gehoben werden, ohne dabei das Diesseits zu verlieren. Und um so tiefer geht jener gespenstische Schauer, weil man sich mit ganzem Herzen in einen Knäuel fremder Geschicke hineingeflochten und sein Gemüth in den zartesten Saiten erschüttert fühlt. Um so wohlthuernder wirkt aber auch die Ruhe, die der Erzähler zu erkennen gibt und der feine Tact, mit welchem alles motivirt wird, als wäre es mehr um ein historisches Interesse zu thun, und die gediegene Klarheit, zu welcher fast alle Gedanken durchgearbeitet sind. Ich habe es bisher für unmöglich gehalten, sich so ganz in einem Producte abzuprägen, wie Du dieses Werk zu einem Abbilde Deines Geistes gemacht hast“ etc. Ludwig Tieck bekannte, daß er seit dem „Maler Nolten“ nun wieder an die Triebkraft der deutschen Poesie glaube.

|

Mit Wilhelm Zimmermann veröffentlichte M. 1836 das „Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten“. Darin befinden sich zwei der schönsten Lieder Mörike's, das „Bacchusfest“ (später zur „Herbstfeier“ umgestaltet), „Erstes Liebeslied eines Mädchens“ und die Märchennovelle „Der Schatz“. Hier läßt der Dichter seinem phantastischen Humor freien Lauf in einer bunten, fast übermüthigen Verflechtung rein wirklicher Erzählung mit abenteuerlich Märchenhaftem. Hermann Kurz in seiner Erstlingsnovelle „Das Wirthshaus gegenüber“ (1836, Gesammelte Weck, Bd. VIII) pries das Ganze als einen Schatz der Poesie: „Diese Fee Briskarlatina, die Frau Lichtlein mit ihren Fieberäpfeln, die räthselhafte Edelfrau, der Wegweiser, der die hölzernen Hände zusammenklatscht, der kleine Feldmesser, der Europa auf der Homann'schen Landkarte bereist, das Waidefegerfest, das unbefangene liebe Mädel Josephe — das sind köstliche Gaben, welche die Poesie nur ihren Sonntagskindern schenkt.“

In den Mai 1837 fällt Mörike's persönliche Bekanntschaft mit dem ihm in vielen Stücken so nahe verwandten Hermann Kurz. Der kürzlich publicirte Briefwechsel der beiden Dichter bildet das theure Vermächtniß ihrer Freundschaft. Anlaß dazu bot dem jüngeren Kurz Mörike's unvollendeter Operntext „Die Regenbrüder“, der von Ignaz Lachner damals in Musik gesetzt wurde. Zur Ausführung der letzten Scenen aber mangelte dem Dichter die Stimmung; M. litt noch an den Nachwehen einer langwierigen Krankheit. Auf Ludwig Bauer's Vermittlung hin hatte sich der in Stuttgart als Schriftsteller weilende Hermann Kurz bereit finden lassen, die fehlenden Scenen zu ergänzen und von nun an entspinnt sich eine reiche, für das Schaffen der beiden Dichter äußerst wichtige Correspondenz, die zwar hier und da, namentlich in dem bewegten Jahre 1848, einen Unterbruch erlitt. Allein trotz Mörike's Abneigung gegen alles, was an politische Debatte blos streifte und trotz der eifrigen Theilnahme, mit welcher sich Kurz als Redacteur des „Beobachter“ geraume Zeit hindurch ganz dem Betrieb radicaler Tendenzen widmete, wurden die abgebrochenen freundschaftlichen Fäden immer wieder aufgenommen bis zum Tode von H. Kurz. Den einen Wilhelm Hartlaub ausgenommen, dessen Briefwechsel mit M. sich der Oeffentlichkeit nicht wird entziehen können, hat sich der Dichter keinem anderen seiner späteren Freunde so herzlich gegeben, wie zeitweilig Hermann Kurz. Ihm erzählt er auch, wie er im Sommer 1837 das halbvergessene Grab von Schiller's Mutter († 29. April 1802) auf dem Cleversulzbacher Friedhofe mit einem steinernen Kreuze und einer Inschrift geschmückt hat. „Jetzt — schreibt er am 30. Juni — etwas zum Beweis, wie ordentlich zuweilen doch die Heiligenpflege sich mit der Poesie verbindet. Wie Sie wissen, liegt Schiller's Mutter auf hiesigem Kirchhof begraben. Als ich hierher kam, fand ich die Stätte durch nichts als einen mittelmäßigen Fruchtbaum bezeichnet. (Im Orte selber wußten nur zwei alte Leute Etwas von der „Frau Majorin“ zu sagen, dies war im Löwenwirthshaus, das mit den Pfarrfamilien jederzeit, besonders auch mit dem Pfarrer Frank, dem Schwiegersohn von Schiller's Mutter, in gutem Vernehmen gestanden. Der Wirth war zugleich Bäcker und die Majorin, eine heitere, zutrauliche Frau, sagte manchmal, sie sei in Bäckerhäusern immer gerne, weil sie in einem solchen auferzogen worden.) Ich ließ vor der Hand einen regelrechten Hügel und fest, von guter Gartenerde, aufwerfen, mit Rasen umkleiden und oben

mit einigen Blumen bepflanzen. Indessen verdroß es mich immer, nicht irgendwie eine dauerhafte Inschrift anbringen zu können. Denn wie leicht könnte nach der unglaublichen Gleichgültigkeit, womit man die Sache bisher ignorirte, die Stelle ganz in Vergessenheit kommen! Nun geh' ich neulich in der Morgensonne auf den Platz und sehe ein etwa vier Schuh' hohes, sehr starkes steinernes Kreuz in einem Winkel lehnen, welches inzwischen bis über die Arme in die Erde gesunken und soeben ausgegraben worden war, weil es dort hinderte. Soweit ich die Inschrift entziffern konnte, war es über 100 Jahre alt und wahrscheinlich für die Frau eines Geistlichen errichtet. Es hatte seine ursprüngliche Bestimmung verloren und ich beging somit keinen Raub, wenn ich ihm eine neue anwies. Nachdem ich Anzeige von meinem unschuldigen Vorhaben gemacht, welches auch keinen Widerspruch erfuhr, ließ ich den altfränkischen Schild mit der Inschrift, sowie er über und unter den Achseln des Kreuzes herumging, sorgfältig weghauen, daß nur ein schlichtes, wohlgeformtes Kreuz von ziemlicher Höhe dastand, das ich sofort in meinem Garten in eine Laube bringen ließ, um ihm die zwei Worte: „Schiller's Mutter“, womit es versehen werden sollte, noch eigenhändig einzugraben. Ich habe hierin einige Uebung und sind die Lettern, tief und scharf, Fraktur, auch so glücklich gerathen, daß jeder Steinmetz mit Vergnügen sich zu dieser Arbeit bekennen würde. Am Feiertag Johannis, den 24. Juni, nach der Morgenkirche wurde der Stein unter meinen Augen vom Maurer auf den Hügel gepflanzt, wo er sich nun sehr stattlich und sauber im Schatten des Baumes ausnimmt, der seinerseits auch viel dadurch gewinnt. Daß mir kein Mensch einen Großbank dafür gibt, thut ihm nichts und macht mir die Sache nur um so eigner und lieber“. (Vgl. auch Gedichte S. 102.)

Es hat sich aufs schönste gefügt, daß die Mutter Mörike's nach vier Jahren neben diejenige Schiller's zu ruhen kam. Bekanntlich ist den beiden Dichtermüttern am 9. Mai dieses Jahres (1885) ein gemeinsamer Denkstein gesetzt worden.

1838 erschienen die Gedichte Eduard Mörike's. Dieselben bezeichnen den Mittel- und Höhepunkt seines gesammten Schaffens. Das bescheidene Bündchen, größtentheils Erzeugnisse der Studenten- und Vicariatsperiode enthaltend (neu aufgelegt 1845, 1856, 1867 und 1878), ist in der letzten Ausgabe fast um das Doppelte angewachsen, wobei nirgends ein Nachlassen der poetischen Kraft spürbar wird. Es ist oft ausgesprochen worden, daß M. als Lyriker Goethe am nächsten kommt. In Hinsicht auf Wahrheit und Innigkeit des Gefühls, unmittelbaren Ausdruck des Gedankens, Grazie und Zierlichkeit der Form gewiß; in einem Punkt überbietet er den großen Meister: der schalkhafte Humor klingt in Goethe's Liedern nicht so voll und so anmuthig an, wie bei dem schwäbischen Dichter. M. hatte ein seines Ohr für alles, was Wohllaut heißt. Dadurch erzielte er die gesättigte sprachliche Musik seiner Lieder. Daß er ein unvergleichliches Verständniß für Musik selbst besaß, zeigt die herrliche Mozart-Novelle. Jahn's „Mozart“, Chrysander's „Händel“ gehörten zu seinen Lieblingsbüchern. Der „Erlkönig“ von Schubert erschien ihm bei großen Schönheiten als ein zu „grelles und den Charakter des Gedichtes gewissermaßen aufhebendes Prachtstück“. Mit Vorliebe verkehrte er mit musikalisch angelegten Naturen, so mit Hartlaub, Ludwig Bauer, sodann mit Hetsch und Friedrich Kauffmann, den vorzüglichen Componisten seiner Lieder.

Von Tonsetzern, die nach Mörike'schen Gedichten griffen, sind außerdem zu nennen: Brahms, Schumann, Robert Franz, Pauline Viardot-Garcia, O. Scherzer, R. v. Hornstein, Hans Huber u. s. f.

M. wandelt anfänglich die Bahn der rein liedartigen Lyrik, später wendet er sich mit Vorliebe dem Gelegenheitsgedicht, dem heitern Stimmungsbilde zu. Mehr und mehr macht sich der Einfluß der Antike geltend. Für die idyllische Poesie zeigt er eine Begabung sonder Gleichen. Seine Welt ist die des Innern, sein Element Liebreiz und Schönheit. Hier glänzende Lichter, dort ahnungsvoller Dämmerchein. Deutsche Innigkeit hat er mit der heitern Form der Griechen verschmolzen. Der competenteste Beurtheiler von Mörike's Eigenart, Fr. Th. Bischer, faßt seine Ansicht über den Lyriker M. in die Worte zusammen: „von der schwäbischen Gruppe der romantischen Schule hat er das Naive, von der norddeutschen das traumhaft Phantastische, von der classischen Verzweigung unserer letzten poetischen Blüthe das rein menschliche, griechisch schöne Gefühl Hölderlins, von Goethe die plastisch edle Seelenmalerei in der Schilderung tiefer Empfindungskämpfe". Den schlicht naiven Ton des Volksliedes schlug nur Goethe an, wie er. Lieder wie „Agnes", „Das verlassene Mägdlein", „Ein Stündlein wohl vor Tag", „Schön Rohtraut", „Zwei Liebchen", „Soldaten braut", „Die schlimme Greth", „Der Gärtner", „Jung Volker", „Suschens Vogel" u. s. w. sind tief aus dem klarsten Born der Volksseele geschöpft. Goethe'sch gedacht sind „Das Jägerlied", „Er ists", „Um Mitternacht", „In der Frühe", „An eine Aeolsharfe", mit der hinreißenden musikalischen Malerei (nun von Brahms componirt). Welch ein Behagen zieht sich durch die Idyllenpoesie unsers Dichters! Welche milde Heiterkeit liegt über dem wunderlieblichen „Thurmhahn" (ursprünglich in einer württembergischen Kirchenzeitung erschienen) ausgebreitet, oder über den Stücken — man braucht sie nur zu nennen — „Besuch in der Karthause", „Waldidylle", „Ländliche Kurzweil", „Hermippus", „Ach, nur einmal noch im Leben", wahren Wunderwerken der Poesie! Beinahe unerreicht steht M. da, wo es sich um Darstellung des Komisch-Schalkhaften handelt. Sein Humor ist bloß ein lächelnder, nie verletzender. Die Leser Mörike's werden gleich an den „Sichern Mann" denken, jenes biedere Ungethüm mit dem gräulichen Borstenhaupt und den unendlichen Stiefeln. Suckelborst's Thun ist lauter Nichts und voll thörichter Grillen; ab und zu tritt er einen Meilenzeiger um, oder zur Winterszeit streckt er sich nach seiner ganzen Länge ins beschneite Blachfeld und ergötzt sich, wenn er aufgestanden, an seinem Conterfei mit bergerschütterndem Lachen. Da besucht ihn einst, wie er eben in seiner Höhle den Fraß verdaut, Lolegrin, der Spaßmacher der seligen Götter und entbietet ihm mit schelmischem Ernst, indem er sich auf dem Stiefelabsatz des Ruhenden niederläßt — Moritz von Schwind hat die köstliche Scene im Bild festgehalten — den Gruß der Himmlischen, welche den Sichern zum Lehrer der Menschheit bestimmt hätten. Denn damals, als Suckelborst noch ungeboren im Schoß der steinernen Kröte geschlafen, hätten die Götter ihn mit hohen Gesichtern gesegnet und ihm gezeigt, wie Alles in der Schöpfung geworden und noch werden solle. Dieses den schweigsamen Helden und Weisen der Unterwelt zu verkünden, sei der hehre Beruf des sichern Mannes; aber umsonst hätten die Unsterblichen bis jetzt seiner geharrt. Der Sichere steht wie vom Donner gerührt, endlich hebt er halblaut zu brummen, dann gottlos zu fluchen an. Aber er glaubt den Himmlischen nicht trotzen zu sollen und geht schwitzend

an sein Werk. Erst muß er ein Buch haben, die wundersamen Gedanken, welche aus den rußigen Kammern seines Gehirns zum Vorschein kommen, aufzuschreiben. In der Mondnacht steigt er nach dem nächsten Dorfe hinunter, hebt ein Dutzend Scheunenthore aus den Angeln und bindet sie mit Stricken zusammen. Als elegante Einbanddecke dienen die stattlichen rothbemalten Thorflügel aus der Scheune des Schulzen. Nun kommt der Geist über ihn, er legt sich vor das offene Buch nieder und holt mit mächtiger Kohle aus zu Strichen, grad wie krumm und in unnachsagbaren Sprachen. Endlich erfolgt das Punctum, reichlich groß wie ein Kindskopf; dann erhebt er sich und stärkt sich mit bedeutender Mahlzeit. Er reist auf einsamen Pfaden nach der Unterwelt, winkt den erst tödtlich erschrockenen Schatten heran, lehnt sein mächtiges Manuscript gegen einen Hügel, räuspert sich unter prasselndem Echo und beginnt alsdann seinen erhabenen Vortrag über Entstehung der Welten. Aber Satan, das schwarze gehörnte Scheusal, hat sich hinter den unverdrossenen Sprecher geschlichen, schneidet Gesichter, schlägt Purzelbäume und reizt das Publicum zu beständigem Lachen; jener, in würdiger Ruhe verharrend, stellt sich, als ob er nichts bemerkte und docirt weiter. Endlich, als es der Teufel gar zu bunt treibt und seinen Schweif dem Redner in die Tasche schiebt, als ob ihn fröre, da greift der Sichere ruhig rückwärts und reißt dem Bösen den Schwanz bis zur Wurzel aus und, indem er den ehrfurchtsvollen Seelen sinnend das Object vorhält, verkündet er prophetisch: dreimal werde der sichere Mann dem Teufel den Schwanz ausraufen, neu zwar sprosse selbiger hervor, gerathe aber immer kürzer, bis endlich dem Bösen Muth und Stärke vergehen und er von Allen verachtet werde; dann komme ein großer Festtag für Erde und Hölle. So spricht Suckelborst, legt den Schweif als Zeichen in das Buch, schmettert den Deckel zu und zieht ab unter unermeßlichem Beifallklatschen und freudigem Aufruhr. Lolegrin aber, der das ganze Spectakel heimlich mit angesehen, in Gestalt der Cicade sich auf dem Zweig einer schwarzen Weide wiegend, schwang sich empor zu den Göttern, „ihnen treulich zu melden die Thaten des sicheren Mannes und das himmlische Mahl mit süßem Gelächter zu würzen.“— Hieher gehört ferner der nicht genug zu preisende graciöse Schnack „Waldplage“, ferner „An meinen Vetter“ (unter der „Sommerweste“ steckt ein geliebter Bruder), „An Longus“ (abermals auf einen Bruder gehend), „Häusliche Scene“, „An Philomele“, „Abschied“ etc. — Des Dichters Neigung geht nicht bloß dahin, das Unbedeutende zu beseelen; es finden sich in der Sammlung auch die besten Erzeugnisse hohen Stils. Man erinnere sich an Gedichte wie: „An einem Wintermorgen“, „Besuch in Urach“, „Mein Fluß“, „Gesang zu Zweien in der Nacht“, „Cantate bei Enthüllung der Statue Schiller's“, „Erinna an Sappho“ u. s. w. Selten ist bei einem Dichter das gediegene Gold so mit Händen zu greifen, wie bei M. Seine wenigen Balladen besingen keine gegebenen Stoffe, alles ist Spiel der Phantasie, welche am liebsten die Gebiete des Mythischen, Märchenhaften streift. So „Die traurige Krönung“, „Die Schiffer- und Nixenmärchen“, „Die Geister am Mummelsee“, der seltsame „Feuerreiter“ etc. — Für das Derbe, das Unedle hat diese weiche, keusche Dichterseele keinen Raum. Von der beliebten Zerrissenheit oder der Selbstbespiegelung keine Ahnung. Tendenz, vollends politische wird Niemand bei M. suchen. Sage man aber deshalb nur nicht, er sei kein Patriot gewesen! Die Geschicke seiner engern Heimath, diejenigen Deutschlands drangen ihm eben so sehr zu Herzen als jedem andern guten Vaterlandsfreunde. Die beste Antwort auf derartige Einwürfe improvisirte er im großen Jahre 1870: „Beschämt hat

mein Gedicht geschwiegen Bei deinen Thaten, deinen Siegen, Und andre, die darob mich schalten, Hätten besser auch den Mund gehalten". — Mörike's Poesie erhebt sich auch in das religiöse Gebiet: so die innig zarte Legende von „St. Michael's Feder", sein herrliches Charfreitagslied: „O Woche, Zeugin heiliger Beschwerde“, oder jenes rührende: „Wo find' ich Trost?“, das Agnes im „Maler Nolten“ singt. Seine Bildersprache, in der er edles Maß gehalten, ist von ausgewählter Schönheit: die holde Nacht geht mit leisem Schritte auf schwarzem Sammet, wie ein Gewebe zuckt manchmal die Luft, dazwischen hört man Töne von seligen Feen, die im blauen Saal zum Sphärenklang silberne Spindeln hin und wieder drehen; die heilige Nacht, gebückt auf ihre Harfe, stößt träumend mit dem Finger an die Saiten; die Purpurlippe des Tages, die geschlossen lag, haucht halbgeöffnet süße Athemzüge; des Morgens früh glänzet ein Hahnenschrei empor; aus dem Gebüsch trieft Nachtigallschlag wie Honig durch das Gezweig und sprüht wie Feuer zackige Töne; sein Herz webt in golden grüner Zweige Dämmerung die Erinnerung alter unnennbarer Tage; die donnernden Massen des Rheinfalls sind ihm Rosse der Götter, die, eines über dem Rücken des andern, herunterstürmen und silberne Mähnen umherstreuen; an der rosigen Pforte des Paradieses lehnt Wache haltend, hellgelockt, ein Engel, hingesenkt ein träumend Ohr den ew'gen Melodien, die im Innern sind u. s. w. — Unveröffentlicht sind eine Menge reizender Gelegenheits- und Hausverslein, versiculi familiares, wie er sie nannte. Eine schöne ungedruckte Strophe mag diesen kurzen Lebensabriß schmücken: „Des Herrlichen, womit die volle Welt Uns überdrängt, sich mächtig zu erwehren, Und Lust und Leid, worin er sich gefällt, In tausend Herzen bleibend zu verklären, Erglüh't der Sänger schwärmend im Gedicht Meist ohne Dank, zum mindesten fühlt ers nicht“.

1839 veröffentlichte M. eine Sammlung erzählender und dramatischer Dichtungen als „Iris“, Altes und Neues bringend, so den „Schatz“, „Die Regenbrüder“, „Der letzte König von Orplid“. „Lucie Gelmeroth“ (schon 1834 in der „Urania“ mitgetheilt), und „Der Bauer und sein Sohn“. Lucie Gelmeroth ist eine psychologisch fein angelegte Novelle und das Märchen „Der Bauer und sein Sohn“ gehört zu den besten seiner Gattung. (Die drei Erzählungen aus der „Iris“ wurden 1856, um das Märchen „Die Hand der Jezerte“ vermehrt, als „Vier Erzählungen“ wieder abgedruckt). 1840 erschien das erste und einzige Bändchen „Classische Blumenlese. Eine Auswahl von Hymnen, Oden, Liedern, Elegien, Idyllen, Gnomen und Epigrammen“. M. bediente sich bei dieser Anthologie zumeist der bereits vorhandenen alten guten Uebertragungen, manches wurde in einander verarbeitet, ergänzt und neu übersetzt. Aus eben dieser Beschäftigung mit den Alten ist 1855 eine gemeinschaftlich mit Friedrich Notter unternommene Uebersetzung der Idyllen des Theokrit, Bion und Moschos, und 1864 eine Revision und Ergänzung von Degen's Uebersetzung des Anakreon hervorgegangen. 1844 besorgte M. die Herausgabe der Gedichte seines längst gestrandeten Jugendfreundes Waiblinger.

1843 legte M. seine Cleversulzbacher Stelle ganz nieder. Das geistliche Amt entsprach seiner innersten Neigung nicht, obwohl sein Gemüth auf tiefreligiösem Grunde ruhte. Seit langem hatte er sich in Folge wiederholt auftretenden Kränkels genöthigt gesehen, sich durch einen Vicar vertreten zu lassen. Was er hier in dem trauten Cleversulzbach und wohl auch noch später

allzu sehr liebte, war die Hingabe an die Beschaulichkeit, an einen poetischen Quietismus, welcher auch seine Production quantitativ beeinträchtigte. Qualitativ hat M. genug geschrieben, was unvergänglich fort bestehen wird. Das nächste Halbjahr verbrachte er mit der treuen Schwester bei dem Freunde Hartlaub in Wermuthshausen, siedelte dann nach Schwäbisch-Hall und 1845 nach Mergentheim über, wo er früher schon das Bad gebraucht hatte. Um diese Zeit (1846) kam er auch wieder einmal einige Schritte über sein Schwabenland hinaus; während eines Sommeraufenthaltes lernte er den Bregenzer Wald und die nächstgelegenen Schweizerkantone kennen. Damals entstand seine „Idylle vom Bodensee, oder Fischer Martin und die Glockendiebe. In sieben Gesängen“ (1846). Namentlich auf Jakob Grimms Veranlassung wurde ihm für die anmuthige Dichtung der Tiedgepreis zugesprochen. Dieselbe leidet freilich abermals an einem Compositionsgebrechen, welches die Einheit der Handlung stört. Es werden nämlich zwei verschiedene Erzählungen in einander geschoben. Am Gestade des Sees steht eine uralte, verfallene Capelle. Der lustige Fischer Martin erzählt einst dem Schneider Wendel, welcher in der Nähe mit Heumachen beschäftigt ist, die Sage von der wunderbaren Glocke, die — was kein Mensch ahnt — noch droben im Gebälk des schlanken Thürmchens hange. Wendel läßt sich bethören und macht sich nächtlicher Weile daran, dieselbe zu stehlen, findet aber statt ihrer im Glockenstuhle einen ungeheuren dreispitzigen Hut, den Auswurf seines Geschlechtes, am Stricklein baumeln. Unterdessen ist der muthwillige Fischer, von welchem der Filz hinausgeschafft worden, dem Glockendiebe nachgeschlichen und spielt dem Ertappten auf der Clarinette die alte Weise vor: „Was gleichet uns Schneidern an Witzten und Listen“. Mitten in diesen harmlosen Schwank greift nun ein zweiter, gleich umfangreicher, nicht bloß episodisch behandelter ein; es ist eine Jugenderinnerung des Fischers Martin, welcher einst, um einen Freund zu rächen, dem die Braut untreu geworden, der anderweitig Vermählten in der Hochzeitsnacht den Wagen mit der Aussteuer auf eine einsame Waldwiese hatte führen lassen; dort war von den losen Gesellen der Hausrath Stück um Stück ausgeladen, aufgestellt oder an Bäume gehängt und ein toller Brautschmaus veranstaltet worden. Im Uebrigen sprüht das Gedicht von liebenswürdiger Schalkhaftigkeit. Alles athmet frische Seeluft und das Landschaftsbild ist bezaubernd wie ein „herbstkräftiger“ Septembermorgen am schwäbischen Meere.

1851 erhielt M. einen Ruf an das Katharinenstift in Stuttgart, um dort als „Pfleger weiblicher Jugend“ wöchentlich eine Stunde über deutsche Litteratur zu lesen. Zugleich ging der Siebenundvierzigjährige mit der Mergentheimer Freundin Margaretha von Speth seine Ehe ein, aus welcher zwei Töchter entsprossen sind. Auf das Lehramt verzichtete er zum großen Schmerze seiner Mädchen 1866 in Folge eines Halsleidens.

Weihnacht 1852 brachte sein Märchen „Das Stuttgarter Hutzelmännlein“, ein mit Poesie und goldenem Humor durchtränktes Gebilde von unvergleichlicher Anmuth, aufgebaut auf den Grund schwäbischer Traditionen und örtlicher Bräuche. Auf der einen Seite die Geschichte von dem drolligen Pechschwitzer, genannt Tröster, mit seinen zwei Paar Glücksschuhen und dem Hutzelbrot, Dinge, welche an den beiden Liebesleuten, dem Schustersepp und der Vrone Kiderlen erprobt werden; auf der andern die aus eitel Duft und

Poesie gewobene Gestalt der schönen Lau, welche, im Blautopf, einem sehr herrlichen Quell hinter dem Kloster Blaubeuren[¶] weilend, fünf Mal von Herzen lachen sollte, um die Gunst ihres grämlichen Gemahls, eines Donaunixes, wieder zu gewinnen, was ihr auch schließlich mit Hilfe der wackern Bewohner des Nonnenhofes gelingt — all' das ist zu einem einheitlich gestalteten Sagenbild von wunderbarer Schönheit verschmolzen, auf das der milde Humor des Dichters sich am vollsten ergossen hat. Die köstliche schwäbische Sprachfärbung verleiht dem „Hutzelmännlein“ die Naturfrische der Dialectdichtung.

Das Jahr 1856 förderte jenes Juwel deutscher Erzählungskunst „Mozart auf der Reise nach Prag“ zu Tage. Die Handlung oder besser die Situation ist die einfachste. Ein kurzer Glückstag aus dem Leben des unsterblichen Meisters, welchem, als er auf der Fahrt nach Prag zur ersten Ausführung des „Don Juan“ begriffen ist, ein anmuthiges Reiseabenteuer zustößt, das — Alles ist freie Erfindung des Dichters — nach kurzer Verwickelung die schönste Lösung findet; der liebenswürdige Maestro verdirbt — mit Hermann Kurz zu reden — in kindlicher Unbewußtheit einer edlen Familie eine Ueberraschung, um derselben eine doppelt freudige zu bereiten. Auf den hellen Lebenstag wirft die Ahnung eines frühen Todes am Schlusse ihren schwermüthigen Schatten. Theodor Storni hörte bei seinem Besuch in Stuttgart im August 1855 den Dichter sein eben fertig gewordenes Werk selbst vorlesen. Er erzählt auch, wie ihn damals M. an die Wiege des schlafenden Töchterleins führte und, auf zwei Rothkehlchen deutend, die im Bauer vor dem Fenster standen, meinte: „Richtige Gold- und Silberfäde ziehe sie heraus; sie singe so leise, sie wolle das Kind nit wecke“.

Nach der letztgenannten Novelle sind außer einigen Gedichten keine Erzeugnisse mehr von Mörike's Muse an die Oeffentlichkeit getreten.

Die letzten Jahre seines Lebens brachte der Dichter theils in Stuttgart und Nürtingen zu, theils in ländlicher Abgeschiedenheit zu Lorch und Bebenhausen. Der traute Familien- und Freundeskreis war die Quelle seiner reinsten Freuden. Am liebsten vertiefte er sich in Kunstgegenstände und suchte selber die zierlichsten Werke dieser Art hervorzubringen, oder er lebte in stillem Verkehr mit den auserwähltesten Geistern der Menschheit und spann seine Träume. Er war sinniger Handschriftensammler: von Goethe besaß er die kindlichen Schülerarbeiten, welche Hermann Kurz im „Morgenblatt“ veröffentlicht hat, von Schiller u. a. ein Blatt Studien zum „Wilhelm Tell“, daneben Manches von Hölderlin und anderen. Immer wahrhaft, einfach, ungesucht, bescheiden, von lauterster Güte, liebenswürdig, geistvoll, besaß M. die wunderbare Gabe, alles mit dem Glanz der Poesie zu verkären. Er bezauberte damit jeden, der in seine Nähe trat. Sein Humor, seine Laune ruhte unverrückt auf diesem Grunde. Wie alle Schwaben war er ein unerschöpflicher Anecdotenmann.

An äußern Auszeichnungen und Ehren fehlte es ihm nicht. Die Universität Tübingen verlieh ihm 1852 den Doctorgrad „für seine vorzüglichen Verdienste um die schwäbische Dichtkunst“; er war Inhaber des bairischen Maximilianordens, der nach seinem Tode auf Niemand Würdigeren als auf Gottfried Keller übergehen konnte; Heyse widmete ihm seine „Braut von

Cypern“, Moritz von Schwind und Eugen Neureuther erfreuten ihn mit ihren genialen Illustrationen.

Von treuer Fürsorge bis zum letzten Augenblick umgeben, ist M. am 4. Juni 1875 in Stuttgart gestorben. Fr. Bischer rief dem theuren Manne zwei Tage nachher über der offenen Gruft sein schönes Lebewohl nach. Wilhelm Rösch hat die freundlich milden Züge des verklärten Sängers in der schönen Büste unübertrefflich wiedergegeben.

Literatur

Eduard Mörike's gesammelte Schriften, Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1878; Friedrich Theodor Bischer in den kritischen Gängen, Bd. II, 216 ff., die Grabrede desselben bei Fr. Notier, Eduard Mörike. Ein Beitrag zu seiner Charakteristik als Mensch und Dichter, 1875; Vischer's Rede bei der Einweihung des Mörike-Denkmal in der Schwäbischen Kronik vom 6. Juni 1880, Nr. 133; beide Reden wiederholt in Altes und Neues I, 175; David Fr. Strauß in dem Aufsatz über Ludwig Bauer, (1847) in den kleinen Schriften; die Briefe in Ludwig Bauer's Schriften, 1847; Gustav Schwab's kleine prosaische Schriften, 1882. S. 213—36; B. Gugler in Chrysanders allg. musikalischer Zeitung, 1875, Nr. 43—44; Blaze in der Revue des deux mondes, 1845; Heyse in der Einleitung zu den gesammelten Werken von Hermann Kurz; J. E. Günthert in Birlinger's Alemannia. III, S. 193 bis 205; K. Mayer, Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen, II, S. 173 ff.; Emil Kuh, Eduard Mörike. Ein Gedenkblatt, 1875 (Separatabdruck aus Nr. 134 und 135 der Wiener Abendpost); Th. Storm, meine Erinnerungen an Eduard Mörike, (1876), in den ges. Schriften, XIV, 141 bis 173; Theobald Ziegler in den Studien u. Studienköpfen, 1877, S. 271 bis 304; Fresenius in den Grenzboten, 1879; W. Lang im Neuen Reich, 1875, Nr. 26; Julius Klaiber, Eduard Mörike, Zwei Vorträge über ihn, 1876 und in der Einleitung zu den gesammelten Schriften; Dr. Hermann Fischer, Eduard Mörike. Ein Lebensbild des Dichters, 1881; derselbe, Jugendbriefe Eduard Mörike's an Wilhelm Waiblinger in der Neuen Zürcher Zeitung, 1883, Nr. 132, 134, 136; Baechtold in der deutschen Rundschau, XI, S. 269—84, 1884 (darin die autobiographische Skizze); derselbe, Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Monte, 1885; Presset, das Pfarrhaus in Cleversulzbach. 1885.

Autor

Jakob Baechtold.

Empfohlene Zitierweise

, „Mörike, Eduard“, in: Allgemeine Deutsche Biographie (1885), S. [Onlinefassung]; URL: <http://www.deutsche-biographie.de/html>

02. Februar 2024

© Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
